1,20 DM / Band 10
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Der endlose Tod

John Sinclair Nr. 10

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 23.05.1978

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Der endlose Tod

Leif, der Rote, ein Kraftpaket mit wild gesträubtem rotem Vollbart, war der Anführer einer kriegerischen Wikingerschar. Ein unerschrockener Draufgänger.

Um seinen Mut einmal mehr unter Beweis zu stellen, betrat Leif die Stätte des Bösen. Sein Gefolge wartete in sicherem Abstand. Schild und Schwert hielt Leif fest in den sehnigen Händen. »He, Curro, komm aus der Hölle, und stell dich zum Kampf!« brüllte er aus vollem Hals. Die Wikinger wagten nicht zu atmen.

Trügerische Stille. Plötzlich erzitterte die Erde, und umhüllt von wabernden Dämpfen entstieg den unendlichen Tiefen des Schattenreiches der Dämon Curro. Ungestüm schwang er sein flammendes Schwert. Die donnernde Stimme ließ die Männer erschauern: »Diesen Frevel wirst du mit deinem Leben bezahlen…«

John Sinclair stieg aus dem Bentley und gab der Tür einen leichten Schubs. Sie fiel mit einem satten Geräusch ins Schloß. Suko, sein Freund und Mitarbeiter, verließ den Wagen auf der Beifahrerseite.

Die beiden Männer waren privat unterwegs.

John, als Oberinspektor von Scotland Yard für übersinnliche Fälle zuständig, stand seiner Arbeit auch in der Freizeit positiv und interessiert gegenüber. So war ihm kürzlich in einer Zeitung die Nachricht aufgefallen, daß der weltbekannte, britische Hellseher Hannibal Koch in London weile und in zwei Tagen insgesamt vier Vorstellungen geben würde. Man möge sich rechtzeitig Karten sichern, denn Hannibal Kochs Auftritte seien in aller Welt innerhalb weniger Stunden ausverkauft.

John und Suko überquerten die Shaftesbury Avenue und bogen kurz vor dem Picadilly Circus in die Windmill Street ein.

Vor dem kleinen Theater, das bei weitem nicht allen interessierten Londoner Platz bot, drängten sich enttäuschte Menschen. John schüttelte schmunzelnd den Kopf. »Nun sieh dir das an, Suko.«

Der Chinese nickte. »Die Leute lieben den Nervenkitzel und das Mysteriöse. Hannibal Koch ist ein großer Meister seines Fachs. Die Faszination des Hellsehens ist für die Menschheit so groß, daß solche Prozeduren seit der Urzeit in primitiven, wie in Hochkulturen nachzuweisen sind.«

John Sinclair lachte. »Ich sehe, du hast dich heimlich auf dieses Ereignis vorbereitet.«

Sie schoben sich durch die Menge, und John mußte den Polizisten, die den Theatereingang abschirmten, die Eintrittskarten vorzeigen, ehe er mit Suko passieren durfte.

Vor dem großen Glastor stand eine überlebensgroße Figur aus Pappmaché: Haarkranz, aggressiver Blick, Kinnbart, schmaler engbrüstiger Körper – das war Hannibal Koch. Suko wies mit dem Daumen auf die Figur, die selbst ihn überragte. »Der Mann sieht aus wie ein Gelehrter.«

John mußte zugeben, daß Suko recht hatte. Eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Professor war vorhanden. Koch hielt in der ausgestreckten Rechten eine Kristallkugel, die er durchdringend anstarrte. Allein diese Pappmachépuppe steigerte Johns Interesse. Er war nicht nur hierhergekommen, um sich Hannibal Kochs Show anzusehen, er wollte sich auch mit ihm unterhalten. Von einem Gespräch mit dem weltbekannten Hellseher versprach sich John Sinclair wichtige Informationen.

Der Theatersaal war bis auf den letzten Notsitz besetzt.

John und Suko nahmen in der zweiten Reihe Platz. Gedämpftes Gemurmel. Punkt zwanzig Uhr. Erwartungsvolle Gespanntheit. Langsam erloschen die Lichter. Der Kronleuchter wurde hochgezogen.

Sphärenklänge, spukhaft und unheimlich, rieselten aus verborgenen Lautsprecherboxen in den Saal.

Eine Kerze erhellte mit ihrem dürftigen Schein die Bühne. Ihr Flämmchen wanderte weiter, entzündete eine zweite Kerze, eine dritte…

Und dann trat der Meister der Mantik, der Hellseher Hannibal Koch, an die Rampe, um den frenetischen Beifall des Publikums mit einer demutsvollen Verneigung entgegenzunehmen…

***

Curro war ein Ausbund an Häßlichkeit. Er war ein klumpiges, riesiges Wesen mit gelblich leuchtender Haut, knallroten Augen und schwarzer, gespaltener Zunge. Leif der Rote schwitzte unter seinem schweren Hörnerhelm. Verdammt, diesmal hatte er zuviel gewagt. Durch die Reihen seiner entsetzensstarren Männer ging ein dumpfes Raunen. Sie drängten noch weiter zurück. Gern hätte er sich jetzt umgewandt, um zu ihnen zu rennen, doch als ihr Anführer durfte er sich diese Blöße nicht geben. Er hätte sein Gesicht verloren, und das war für ihn schlimmer als der Tod.

Nein.

Sie hatten Leif den Roten noch niemals davonlaufen gesehen! Und sie würden das auch heute nicht erleben! Selbst wenn ihn dieser Wagemut den Kopf kosten sollte.

Curro, die Bestie, stampfte mit den Füßen, die mit schwarzen Hornhufen bewachsen waren, wild auf. Der Boden erzitterte unter diesen kraftvollen Tritten. Leif der Rote faßte sich ein Herz und ging zum Angriff über.

Er schwang sein Schwert respektlos hoch und schmetterte es dem Dämon mit aller Kraft auf den unförmigen Schädel. Die Klinge traf jedoch ihr Ziel nicht, denn von einer unwiderstehlichen Gewalt wurde das Schwert abgelenkt. Der Hieb raste an Curros Schädel vorbei. Die Klinge knallte auf den steinigen Boden. Leif wurde das Schwert schmerzhaft aus der Hand geprellt.

Curro stieß ein höhnisches Gelächter aus. »Elender! Dachtest du im Ernst, mir auch nur die geringste Schramme zufügen zu können? Ich werde dich lehren, was es heißt, die Hand gegen einen Dämon zu erheben!«

Röhrend wuchtete sich die massige Gestalt vorwärts. Das grell leuchtende Flammenschwert surrte durch die Luft. Leif der Rote deckte seinen Körper mit dem Schild. Das Feuerschwert des Unholds knallte gegen das Blech, das sich augenblicklich mit einer weißglühenden Schicht überzog.

Die Hitze war so groß, daß Leif das Schild nicht zu halten vermochte. Mit schmerzverzerrtem Gesicht schleuderte er es von sich. Scheppernd

knallte das Schild auf den Boden.

Nun stand er dem gefährlichen Dämon schutzlos und unbewaffnet gegenüber. Curro riß sein häßliches Maul auf und stieß ein schauriges Lachen aus.

Mordlust glitzerte in seinen roten Augen. »Was nun, Wikinger?« fragte er mit spotttriefender Stimme. »Jetzt bist du mit deinem Mut und mit deiner Weisheit am Ende, was? Sieh sie dir an, deine feigen Freunde! Denkst du, es hätte auch nur einer von ihnen die Courage, dir zu Hilfe zu kommen? Angst haben sie. Nackte, schreckliche Angst. Sie fürchten alle, daß es ihnen genauso ergeht wie dir, wenn sie einschreiten. Nebenbei gesagt, sie haben recht. Nichts Irdisches kann Curro gefährlich werden!« Wieder erklang dieses schaurige Lachen. »Nimm das zur Kenntnis, bevor du stirbst, Wikinger!«

Die scheußliche Bestie holte zum Todesstoß aus.

Das Flammenschwert raste auf Leifs Brust zu. So schnell, daß es dem Wikinger nicht gelang, sich vor der tödlichen Klinge in Sicherheit zu bringen.

Das glühendheiße Schwert drang ihm in die Brust. Das Herz des wackeren Recken hörte auf zu schlagen. Wie vom Blitz getroffen brach er zusammen.

***

Es war der spektakulärste Auftritt eines Hellsehers, den John Sinclair jemals miterlebt hatte. Der drahtige Mann wirbelte eine volle Stunde quirlig über die Bühne und brannte ein Feuerwerk verblüffender magischer Gags ab. Ein blondes Mädchen, schlank, vollbusig und überdurchschnittlich hübsch, assistierte ihm. Das Girl hieß Susan und war Kochs Tochter. Sie trug ein glitzerndes Flitterkostüm, ähnlich einem einteiligen Badeanzug, an den Schenkeln hoch geschnitten, damit die langen Beine noch länger wirkten.

Soeben reichte Susan Koch ihrem Vater eine fingerdünne Stablampe.

Ein rasender Trommelwirbel steigerte die Spannung.

Hannibal Koch trat an die Rampe. In der Linken die lichtstarke Lampe, in der Rechten die kindskopfgroße Kristallkugel.

Susan ergriff ein Mikrophon und erklärte dem Publikum: »Ladies and Gentlemen! Nun wird Hannibal Koch, Meister der Mantik, für Sie einen Blick in die Zukunft werfen. Dazu muß ich Sie um absolute Ruhe bitten, damit der Meister sich vollkommen konzentrieren kann. Das kleinste störende Geräusch kann den Versuch zunichte machen… Es ist nicht nötig, daß sich jene Personen, mit denen sich der Meister befassen wird, erheben und auf die Bühne kommen. Bleiben Sie still auf Ihren Plätzen sitzen und nehmen Sie wortlos an diesem atemberaubenden Geschehen teil.«

Eine Stille folgte, in der man eine Stecknadel zu Boden hätte fallen

hören können.

Hannibal Koch senkte den Kopf und blickte die Kristallkugel unter den schwarzen Brauen starr an, während er den Lichtstrahl der Stablampe über die Gesichter der Zuschauer streichen ließ.

Als der Lichtfinger auf den hohlwangigen Zügen eines elegant gekleideten Mannes ruhte, begann Hannibal Koch wie in Trance zu sprechen: »Sie heißen Christopher Black, sind von Beruf Auto-Importeur. Verheiratet. Zwei Kinder. Ein Mädchen, einen Jungen. Ihre Schwiegermutter lebt im selben Haushalt, seit sie ihren Mann vor zwei Jahren nach langer schwerer Krankheit verloren hat…«

Mit verblüffender Sicherheit machte Hannibal Koch seine Angaben zur betreffenden Person. Ein Gesicht nach dem anderen nahm er sich vor. Der Lichtfinger strich über Suko, der sich schon gespannt zurechtgesetzt hatte, und blieb an John hängen.

»Sie sind Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard. Ihr unmittelbarer Vorgesetzter ist Superintendent Powell, und der Mann, der rechts neben Ihnen sitzt, nennt sich Suko. Sie sind Spezialist für außergewöhnliche Fälle. Ihre Auflösungsquote liegt bei hundert Prozent. Sie sind Junggeselle und haben eine Freundin. Sie sind nicht nur hierhergekommen, um meine Show zu sehen, sondern Sie möchten darüber hinaus meine Bekanntschaft machen. Ihr Zukunftsbild weist dunkle Schatten auf, Oberinspektor. Unheil zeichnet sich am Horizont für Sie und Ihren chinesischen Freund ab. Ich muß Sie warnen, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen…«

Ein gedämpftes Raunen ging durch den Zuschauerraum.

Dadurch wurde Hannibal Koch aus seiner Meditation gerissen. Er hob den Kopf und ließ die schwere Kristallkugel langsam sinken. Gleichzeitig nahm er den Lichtstrahl von Johns Gesicht.

Als er sich vor seinem Publikum verneigte, umbrandete ihn stürmischer Applaus. Die Leute jubelten, pfiffen und trampelten mit den Füßen, so begeistert waren sie von den Darbietungen des außergewöhnlichen Hellsehers, der ihre Herzen im Sturm erobert hatte.

»Dunkle Schatten!« knurrte Suko mit schmalen Augen. »Unheil am Horizont. Was hat er damit gemeint?«

John erhob sich. »Er wird es uns erklären, wenn wir ihn in seiner Garderobe aufsuchen. Komm mit.«

***

Im Schweiß gebadet verließ Hannibal Koch die Bühne, nachdem er sich etwa zehnmal vor dem Vorhang verbeugt hatte. Susan drückte ihm einen innigen Kuß auf die glänzende Wange und sagte lachend: »Du hast dich heute abend mal wieder selbst übertroffen, Vater. Du warst großartig. Einfach Spitze. Die Leute sind begeistert. Mag sein,

daß einige als Skeptiker gekommen sind, aber sie gehen alle mit der Überzeugung nach Hause, einen großen, außergewöhnlichen Mann auf der Bühne gesehen zu haben.«

Hannibal Koch ließ sich schwach lächelnd von seiner Tochter zur Garderobe führen. Nach seinen Auftritten war er immer furchtbar erschöpft, und diesmal war es besonders schlimm. Er hatte Mühe, aufrecht zu gehen. Die Knie wollten unter der Last seines Körpers immer wieder einknicken.

Susan legte sich den Arm des Vaters auf die Schulter und schlang ihren Arm um seine Mitte. »London liegt dir zu Füßen. Dad. Hab' ich nicht gesagt, wir sollten hier länger als zwei Tage bleiben? Zwei Wochen wären die Vorstellungen ausverkauft gewesen. Sag' in Glasgow ab. Hängen wir hier zwei weitere Tage an.«

»Das kommt nicht in Frage, Susan«, sagte Koch trotz seiner Erschöpfung ziemlich energisch. »Du weißt, daß ich meine Termine einzuhalten pflege.«

»Das viele Herumreisen macht dich mürbe.«

»Es ist nicht das Reisen, Kind…«

»Doch, das ist es auch. Früher warst du nach deinen Auftritten nie so fix und fertig.«

»Ich werde nicht jünger…«

»Du bist einer ständigen Hetzjagd ausgesetzt. Zwei Tage Rom, drei Tage Paris, ein Tag Madrid… Du gönnst dir keine Verschnaufpause mehr. Laß dich doch von Saul Becker, diesem schmierigen Manager, nicht verheizen. Er gibt dir nichts, wenn du nicht mehr arbeiten kannst. Der läßt dich fallen, wie eine heiße Kartoffel und nimmt einen anderen Hellseher unter Vertrag.«

Sie erreichten die Garderobentür. Susan stieß sie auf. Hannibal Koch legte die Kristallkugel, die von unschätzbarem Wert war, auf den Schminktisch und sank dann ächzend auf den Hocker nieder. Müde und abgespannt betrachtete er sein Antlitz im Spiegel. Graue Ringe lagen unter seinen Augen. Die Falten wirkten heute tiefer als sonst. Wie ein Spinnennetz lagen sie auf seinem Gesicht. Susan hatte recht. Er verausgabte sich zu sehr, und er konnte sich nicht einmal selbst genau erklären, warum er das machte.

Da schwelte seit einiger Zeit eine bohrende Angst in seinem Unterbewußtsein. Allen anderen Menschen konnte er die Zukunft voraussagen, nur sich selbst nicht. Und er ahnte, daß in seiner Zukunft eine Gefahr lauerte, über die er sich Sorgen machen mußte.

Vielleicht war das der Grund, weshalb er so viel arbeitete.

Erstens, um bei der Arbeit die Angst zu vergessen. Und zweitens, um so viel Geld wie nur irgend möglich zu verdienen. Für Susan. Damit sie eine gesicherte, finanziell unabhängige Existenz hatte, wenn er nicht mehr war.

Susan wies auf das Sofa, das hinter der Tür stand. »Du solltest dich ein wenig hinlegen, Vater.«

»Gleich«, antwortete Hannibal Koch mit leiser Stimme. »Ich will mich nur noch abschminken.«

Er griff nach dem kleinen Cremetiegel, den er dazu brauchte. Als er ihn öffnen wollte, fiel sein Blick zufällig auf die magische Kugel. Im selben Moment weiteten sich seine Augen in grenzenloser Verblüffung. Sein Atem stockte. Verdattert stieß er hervor: »O Gott! O mein Gott!«

***

Curro stieß ein nervenzerfetzendes Gebrüll aus, und plötzlich wuchsen wie Pilze schreckliche Gestalten aus dem Boden. Sie waren gedrungen, leuchteten grün, hatten häßliche Fratzen und gefährliche, dürre Klauen. Aus ihren Mäulern, in denen sägeblattähnliche Zähne blitzten, kam ein unheimliches Fiepen.

Als die Wikinger diese Horrorgestalten sahen, flohen sie Hals über Kopf. Diejenigen, die nicht schnell genug waren, wurden von den nachfolgenden niedergeworfen. Unzählige Füße trampelten über sie hinweg, während sie sich auf dem Boden wanden und Schmerzensschreie ausstießen.

Schlagartig verfinsterte sich der Himmel über dem Hort des Bösen, an dem Curro mit seiner Gefolgschaft ein satanisches Siegesfest feierte. Die gedrungenen Gestalten vollführten groteske Tänze um den toten Wikinger.

Curro, das Scheusal, blies seinen massigen Leib triumphierend auf und schrie mit donnernder Stimme: »Der Tod dieses Frevlers genügt mir nicht. Dies ist noch nicht die Strafe, die seiner frechen Tat angemessen ist! Sagt mir, Schergen aus den Dimensionen des Schattenreiches, sagt mir, was schlimmer ist, das ich ihm antun könnte!«

Die fiependen grünen Bestien tanzten auf Curro zu. Nun stießen sie dröhnende, unartikulierte Laute aus, die sich Curro häßlich grinsend anhörte. »Ja!« brüllte er voll höllischer Begeisterung. »Ja! Das soll mit Leif dem Roten geschehen! Macht euch sogleich an die Arbeit!«

Und die gedrungenen Gestalten mit den grausigen Fratzen stoben in alle Himmelsrichtungen davon, um den Befehl ihres Herrn und Gebieters auszuführen…

***

Die begeisterten Leute drängten sich vor der Tür, die hinter die Bühne führte. Zumeist waren es Autogrammjäger, mit Schreibblock und Kugelschreiber bewaffnet. Es waren aber auch einige dabei, die dem Hellseher bloß mal die Hand schütteln wollten, damit sie zu Hause etwas zu erzählen hatten.

John Sinclair ließ Suko die Vorarbeit machen.

Der koloßhafte Chinese rührte den Menschenhaufen tüchtig um. Er erntete böse Blicke, doch die nahm er mit der ihm angeborenen Gleichgültigkeit hin.

»Frechheit!« maulten die Leute, die Suko mit rudernden Armbewegungen hinter sich und John schob.

»Was bildet sich der Riesenaffe eigentlich ein?« beschwerte sich ein dürres Männchen, das von Suko ziemlich ungestüm zur Seite gebeten worden war. »Der gehört in den Zoo! Was hat der hier zu suchen?«

Suko wandte ruckartig den Kopf. Der Mann verstummte augenblicklich. »Noch ein Wort!« knurrte Suko mit gespieltem Grimm – das galt auch gleich für die andern. »Nur ein Wort, und es gibt hier blutende Nasen!«

Von diesem Augenblick an hatte Suko keine Mühe mehr, vorwärtszukommen. John brauchte nur in seinem breiten Kielwasser hinterherzuschwimmen. Auf diese Weise kam er bequem bis zu dem Türsteher, der mit abweisender Miene immerzu den Kopf schüttelte, als könne er ihn gar nicht mehr stillhalten.

»Dürfen wir da mal durch?« fragte Suko höflich.

Der Mann grinste ihn amüsiert an und sagte: »Was denken Sie, weshalb ich hier stehe?«

»Das interessiert mich nicht. Ich will wissen, ob…«

»Nein. Ist das nicht ganz klar?« fiel der Mann im grünen Arbeitsmantel dem Chinesen barsch ins Wort.

»Wir wollen zu Mr. Hannibal Koch.«

»Nun sehen Sie mal an, das wollen die Leute hier alle. Und man hat mich darum gebeten, dafür zu sorgen, daß es keiner schafft. Also machen Sie keinen Ärger und verlassen Sie das Theater.«

Jetzt schaltete sich John ein. Er setzte seine amtliche Miene auf, schob Suko, so gut es ging, beiseite, trat auf den Mann zu und zückte seinen Yard-Ausweis. Manchmal hilft eben nur die List. John sagte in scharfem Ton: »Sie werden sich doch wohl keiner Amtshandlung in den Weg stellen wollen, Mister. So etwas könnte Sie verdammt teuer zu stehen kommen!«

Das genügte.

Mit großen Augen studierte der Theatermann den Ausweis. Dann trat er schnaubend zur Seite und ließ Suko und John durch.

Aber nur die beiden!

***

Die grünen fiebernden Monster hatten in größter Eile einen Sarkophag gebaut. Mit bloßen Händen hatten sie ihn aus einem großen Steinblock herausgehauen, daß die Funken nur so gespritzt hatten. Jetzt brachten sie den Sarkophag zum Hort des Grauens, wo

Curro sie voll brennender Ungeduld erwartete.
Seine schwarze Schlangenzunge schoß immer wieder nervös aus dem Maul. Er lachte hart, als er sah, was für ein Meisterwerk die Schergen aus dem Schattenreich in so kurzer Zeit geschaffen hatten. Rings um den steinernen Sarkophag waren jene Kampfszenen zu sehen, die sich erst vor kurzem hier abgespielt hatten und die mit dem Tod des tapferen Wikingers geendet hatten.
»Gut!« lachte Curro. Er stampfte vor Freude mit seinen schwarzen Hufen auf. »Gut habt ihr das gemacht. Ich bin mit euch sehr zufrieden!«
Er breitete seine Arme aus. Wüste Verwünschungen gegen Menschheit und Himmel flogen aus seinem lästerlichen Maul. Seine roten Augen traten weit aus den Höhlen, als er den toten Wikinger unentwegt anstarrte.
»Höre!« rief er mit donnernder Stimme. »Höre, Wikinger, was ich beschlossen habe! Der Tod ist mir nicht Strafe genug für dich. Ich will, daß du leidest, und zwar bis in alle Ewigkeit. Deshalb wirst du tot sein und doch leben. Dein Körper soll dem irdischen Verfall preisgegeben sein, nicht aber dein Geist. Er soll in deinem toten Körper für immer gefangen sein. Gibt es etwas Schrecklicheres als das?«
Curro lachte aus vollem Halse, und seine grünen Bestien lachten mit ihm.
»Nehmt ihm den Helm ab!« befahl Curro seinen Schergen. Die gedrungenen Gestalten stürzten sich auf Leif den Roten und rissen ihm den Hörnerhelm vom Kopf.
»Erhebe dich, Wikinger!« befahl der Dämon mit grollender Stimme.
Die fiependen Gestalten traten zurück.
»Im Namen der Hölle, erhebe dich!« schrie Curro noch einmal, und plötzlich schwebte der Leichnam des Wikingers von der Erde hoch. In etwa einem Meter Höhe lag Leif der Rote waagrecht in der Luft.
»Meinen goldenen Flügelhelm!« verlangte Curro herrisch.
Von irgendwoher wurde ihm dieser Helm gebracht. Curro stieß einen brennenden Pesthauch aus und fing ihn mit dem goldenen Flügelhelm ein. Der Hauch wirbelte so unglaublich schnell im Kreis herum, daß ein Heulton entstand.
»Dieser goldene Helm wird deinen Geist wieder zum Leben erwecken, Wikinger. Du wirst denken und fühlen können. Wirst eingekerkert sein in einen toten Leib. Deine verdorrten Glieder werden dir nicht gehorchen. Du wirst zur Untätigkeit verdammt sein. Über die Jahrhunderte hinweg, denn solange du diesen goldenen Flügelhelm trägst, wird dein Geist dieses traurige Dasein fristen müssen. Meine Schergen und ich werden dafür sorgen, daß du den Helm bis zum Untergang der Welt auf dem Kopf behältst!«
Mit stampfenden Schritten trat Curro an den toten Wikinger heran.

Mit einem schnellen Ruck setzte er Leif dem Roten den Flügelhelm auf den Kopf. Ein jähes Zucken ging durch den Leichnam.

Und dann entrang sich seiner Kehle ein schauriges Ächzen.

Die ewigen Qualen hatten ihren Anfang genommen…

***

Hannibal Koch fuhr sich mit einer matten Handbewegung über die flatternden Augen. »O Gott«, stöhnte er leise. »O mein Gott!« Wallende graue Nebel flogen durch seine Kristallkugel. Sie verformten sich ständig, vollführten hexenhafte Tänze, wurden rissig und gaben ein grauenerregendes Bild frei. Der Hellseher erblickte einen steinernen Sarkophag, dessen schwerer Deckel sich langsam zur Seite schob. Eine braungraue mumifizierte Hand kam zum Vorschein. Die Finger – dürre, häßliche Krallen – umschlossen die Steinplatte, und als sie zu Boden fiel, sah Koch einen halb skelettierten, halb mumifizierten Körper in Wikingerkleidern, bewaffnet mit Schild und Schwert.

Der Wikinger mit dem gesträubten Rotbart trug keinen Hörnerhelm, sondern einen hell strahlenden Flügelhelm, der aus purem Gold gemacht schien.

Hannibal Kochs sensibler Geist nahm plötzlich einen telepathischen Hilferuf wahr.

Der Ruf war von einem unangenehmen Fiepen überlagert, das in Kochs Kopf einen heftigen Schmerz hervorrief. Koch fing zu zittern an, konzentrierte sich auf die Rufe, die ihn erreichten. Das Fiepen wurde lauter. Er wußte, was das zu bedeuten hatte. Die Rufe sollten gestört werden. Niemand sollte sie vernehmen. Ungehört sollten sie in die Ewigkeit weiterfliegen. Und das wäre vermutlich auch geschehen, wenn Hannibal Kochs hyperempfindlicher Geist nicht eine Antenne für telepathische Sendungen gewesen wäre.

»Hilfe!« gellte es verzweifelt durch das Fiepen, das Koch halb wahnsinnig machte. »Hilfe!«

»Wer ruft mich?« fragte Kochs Geist.

»Mein Name ist Leif der Rote. Ich bin Wikinger. Ein Gefangener Curros. Ich bin tot und doch zu ewigem Leben verdammt. Helft mir. Erlöst mich. Reißt mir diesen verfluchten Flügelhelm vom Kopf und beendet damit die grausige Gefangenschaft meines Geistes…«

Das Fiepen schwoll noch stärker an.

Jetzt gingen die Kräfte, die Leif in ihrer Gewalt hatten, zum Angriff über.

Neue Nebel wallten auf. Der steinerne Sarkophag mit Leif dem Roten verschwand. An seiner Stelle erschienen unansehnliche grüne Fratzen mit haßglühenden Augen, die dem Hellseher ihr feindseliges Fiepen entgegenschleuderten. Sie waren dahintergekommen, daß Leifs Hilferuf gehört worden war.

Die gedrungenen Bestien wollten dieses Wissen aus Hannibal Kochs Geist löschen, damit er nicht auf die wahnwitzige Idee kam, Leif den Roten zu suchen, um ihn zu erlösen.

Die grünen Fratzen grunzten wie Schweine und entfachten einen Höllenlärm, den Susan Koch, die sich im selben Raum befand, jedoch nicht hören konnte. Alles das spielte sich in Kochs Kristallkugel und in seinem Kopf ab.

Die grünen Monster verursachten in Kochs Schädel entsetzliche Schmerzen. Der Hellseher hatte das Gefühl, seinen Kopf mit kochendem Wasser übergossen zu haben.

Alles wäre weit weniger schlimm gekommen, wenn Hannibal Koch sich nicht geweigert hätte, die verzweifelten Hilferufe des Wikingers zu vergessen.

Er war ein Mann von ungeheurer Willensstärke. Aus dem Gehirn jedes anderen hätten die Horrorwesen die Erinnerung an den Hilferuf im Sturm weggefegt. Doch Hannibal Koch wollte das empfangene Signal nicht vergessen. Er umklammerte es im Geist und ließ es nicht mehr los. Ein erbittertes Ringen war das – und es konnte tödlich enden. Eiskalter Schweiß perlte auf Kochs Stirn. Er faßte sich mit zitternden Händen an die Schläfen, hinter denen ein höllischer Lärm tobte.

Langsam zerrann der Name des Wikingers, obwohl sich Hannibal Koch verbissen darauf konzentrierte.

Die Störungen der Dämonen wurden immer ungestümer. Kochs Gesicht war von einer übermenschlichen Anstrengung verzerrt.

Jetzt erst bemerkte Susan, daß mit ihrem Vater irgend etwas nicht stimmte. Er wand sich, als litte er furchtbare Qualen. Das blonde Mädchen erschrak zutiefst.

»Großer Gott, Vater!« rief sie entsetzt, als sie in Hannibal Kochs Gesicht blickte.

Da wurden die Schmerzen so stark, daß der Hellseher einen heiseren Schrei ausstieß. Gleichzeitig schnellte er vom Hocker hoch. Er vollführte einen zuckenden Tanz, stöhnte, röchelte, riß sich mit zitternden Händen an den wenigen Haaren, die er noch hatte. Seine Augen drehten sich so weit nach oben, daß nur noch das Weiße zu sehen war.

Und dann kippte er mit einem gepreßten Schrei nach hinten weg…

***

»Da ist es«, sagte John Sinclair zu Suko.

Er wollte anklopfen, da vernahm er den Schrei des Hellsehers. Die beiden Freunde warfen sich einen gehetzten Blick zu. Wie auf Kommando rissen sie die Tür auf und stürmten in die enge Garderobe.

Susan Koch nahm von ihnen nicht die geringste Notiz. Ihr Vater lag

auf dem Boden und regte sich nicht. Sie kniete neben ihm und rief immer wieder mit tränenerstickter Stimme: »Vater! Vater! O Gott, Vater!«

John beugte sich über den Hellseher. Er hob das rechte Augenlid des Mannes und tastete nach Hannibal Kochs Halsschlagader.

»Vater!« stammelte das erschütterte Mädchen.

»Es ist nur eine Ohnmacht«, sagte John beruhigend. »Ich denke, er wird die Augen bald wieder aufschlagen.«

Susan blickte ihn durch einen Tränenschleier an. »Sind Sie Arzt?«

»Das nicht, aber meine Kenntnisse reichen aus, um festzustellen, ob jemand noch lebt oder… ob er tot ist… Suko!«

»Ja, John?«

»Faß mit an. Wir legen ihn aufs Sofa.«

Die Männer hoben den Ohnmächtigen hoch. Hannibal Kochs schlaffer Körper hing in der Mitte durch, und seine Arme schleiften über den Boden. John wandte sich an Susan, die sich geräuschvoll schneuzte und immerzu nervös mit den Fingern spielte.

»Es gibt in diesem Theater sicherlich einen Arzt, Miß.«

»Ja. Dr. Nick Subbrise.«

»Hol ihn her, Suko«, bat John, ohne den Blick von Susan zu wenden. Der Chinese machte sich sofort auf den Weg. »Keine Sorge, Miß. Ihr Vater wird schon wieder. Wie ist es zu dieser Ohnmacht gekommen?«

»Ich weiß nicht recht… Er arbeitet einfach zuviel… Sind Sie nicht Oberinspektor Sinclair?«

»Ja, der bin ich.«

»Sie haben Vaters Show gesehen.«

»Ich war von seinen Leistungen sehr beeindruckt«, gab John zu. »Da ich mich nicht nur von Berufs wegen mit außergewöhnlichen Dingen befasse, wollte ich Hannibal Koch gern einmal kennenlernen.«

»Diese Vorstellungen strengen ihn physisch und psychisch ungemein an«, sagte Susan. Sie tupfte die Tränen von ihren Wangen.

»Das habe ich gesehen«, nickte John.

»Er ist nach der Show immer so fertig, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten kann. Ich habe ihm geraten, etwas kürzerzutreten, aber er hört nicht auf mich. So ein Schwächeanfall mußte einfach mal kommen.«

»Sie sind also der Meinung, er ist wegen Überarbeitung zusammengebrochen.«

»Weswegen sonst?« fragte Susan verwirrt.

»Nun, als ich mit meinem Freund vor der Garderobentür stand, schrie Ihr Vater so laut, als würde er wahnsinnige Schmerzen erleiden.«

Susans Augen weiteten sich. »Mein Gott, Sie haben recht. Kurz vor seiner Ohnmacht muß er schreckliche Qualen gelitten haben. Er saß hier auf dem Hocker und krümmte sich vor Schmerzen. Sein Gesicht

war verzerrt. Vater schnellte hoch, zuckte, stöhnte und röchelte. Er riß sich an den Haaren und brach dann ganz plötzlich zusammen.«

»Hatte Ihr Vater schon mal einen solchen… Anfall?« wollte John wissen.

»Nein«, antwortete Susan augenblicklich. »Noch nie. Er war bisher vollkommen gesund – abgesehen von der vorübergehenden körperlichen Schwäche nach seinen Auftritten.«

»Was könnte diese Schmerzen hervorgerufen haben?«

»Lieber Himmel, wenn ich das bloß wüßte«, sagte Susan und warf einen verzweifelten Blick auf ihren ohnmächtigen Vater.

John wies auf den Hocker, der vor dem Schminktisch stand. »Er saß hier?«

»Ja.«

»Was machte er?«

»Er wollte sich abschminken.«

John blickte in das eingefallene Gesicht des Mannes. »Das hat er wohl nicht geschafft.«

»Nein. Dort steht noch der Cremetiegel. Neben der Kristallkugel.«

»Er hat den Tiegel nicht geöffnet«, stellte John Sinclair aufmerksam fest. »Warum nicht?«

»Liebe Güte, er war erschöpft. Jeder Handgriff dauerte bei ihm eine Ewigkeit.«

»Hat er die Kristallkugel angesehen?« wollte John wissen.

Susan dachte kurz nach. Sie nagte an der Unterlippe. »Jetzt, wo Sie es sagen… Ja. Ja, er hat die Kugel angesehen und irgend etwas gemurmelt.«

»Was?« fragte der Oberinspektor wie aus der Pistole geschossen.

»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Ich habe nicht darauf geachtet.«

»Kann er in seiner Kugel etwas gesehen haben?«

»Keine Ahnung.«

»Hat er irgendwann schon mal Visionen gehabt, wenn er die Kugel betrachtete?« bohrte John Sinclair unermüdlich weiter. Er witterte hinter der Ohnmacht des Hellsehers eine unnormale Reaktion auf eine vielleicht zuvor übersinnliche Begebenheit.

»Er hatte ab und zu mal Visionen«, berichtete Susan Koch. »Sie betrafen zumeist unsere Freunde und Bekannten. Wenn ihnen ein Unglück bevorstand, rief Dad sie an und bat sie, nicht aus dem Haus zu gehen. Die meisten hielten sich an seinen Rat. Diejenigen, die darüber lachten, landeten entweder im Krankenhaus oder… auf dem Friedhof.«

»Wenn ihm die Kristallkugel Unheil ankündigte, wie verhielt er sich dann?« erkundigte sich John.

»Gefaßt.«

»Er schrie nicht, hatte keine Schmerzen?«
»Nein.«
»Nun, er wird uns sicher erzählen, was er gesehen hat, sobald er wieder zu sich gekommen ist«, meinte John. Er tätschelte die Wangen des Ohnmächtigen und hoffte, daß Koch die Augen bald aufschlagen würde. Doch Koch schlief weiter.
Schritte.
Suko kam mit Dr. Nick Subbrise. Der kleine untersetzte Mann hätte Nervenarzt in einem Klamaukfilm sein können. Mal wedelte er mit dem Kopf, zuckte die Achseln, dann streckte er beide Arme weit von sich.
Er rückte sich die Brille zurecht. Ein riesiges Ding, einem Kinderfahrrad nicht unähnlich. Sein Blick streifte Susan und John. Dann sagte er mit dünner Stimme: »Darf ich mal?«
John trat zur Seite. Dr. Subbrise stellte die Bereitschaftstasche neben dem Sofa auf einen kleinen Tisch, klappte sie auf und holte sein Stethoskop heraus. Er bat Susan, die Brust des Hellsehers freizumachen. Er hörte sich die Herztöne an, kontrollierte den Puls, zog dann eine Spritze auf und stach sie dem Bewußtlosen in den Arm. Den Anwesenden versicherte er, daß Hannibal Koch – den er sehr bewunderte – in spätestens fünfzehn Minuten wieder da sein würde.
Dr. Subbrise irrte sich.
Koch schlug die Augen nicht nach fünfzehn, nicht nach zwanzig und nicht nach dreißig Minuten auf.
Nick Subbrise schüttelte beunruhigend den Kopf. »Das verstehe ich nicht«, seufzte er ratlos, während er mit verlegener Miene Kochs Nacken massierte. »Das kann ich einfach nicht begreifen.« Erneut horchte er den Patienten ab. »Die Herztöne sind da. Ein kräftiger, ruhiger, regelmäßiger Schlag! Und das Serum, das ich ihm gespritzt habe, weckt normalerweise Tote auf.«
Die Ratlosigkeit des Arztes gab John Sinclair zu denken.
Irgendwie nahm diese Sache keinen gewohnten Gang. Johns Blick heftete sich auf die kindskopfgroße Kristallkugel, die in dieser Angelegenheit, seiner Meinung nach, keine unbedeutende Rolle gespielt hatte. Was hatte sie Hannibal Koch gezeigt? Wenn der Wahrsager es ihnen nicht berichtete, würden sie es wohl nie erfahren.
Es war bei dieser Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen, das stand für John Sinclair fest.
Dr. Subbrise blickte nervös auf seine Uhr, dann auf das bleiche reglose Gesicht von Hannibal Koch.
»Ich versteh's einfach nicht!« ächzte der Arzt. Er sah Susan mit zusammengezogenen Brauen und gefurchter Stirn an. Mittlerweile waren fünfunddreißig Minuten vergangen. Nick Subbrise wollte nicht mehr länger warten. Es fiel ihm schwer, zuzugeben, daß er mit seiner

Weisheit am Ende war. Aber er tat es, weil er sich allmählich um das Wohl des Patienten Sorgen machte. Der Puls, die Herztätigkeit waren zwar nach wie vor zufriedenstellend, aber der Tod ist manchmal ein tückischer Bruder, der oft dann an einen Menschen herantritt, wenn man am wenigsten mit seinem Erscheinen rechnet.

Es wäre kein Renommee für Dr. Subbrise gewesen, wenn ihm der bekannte Hellseher unter den Händen weggestorben wäre. Deshalb schlug er vor: »Wir sollten ihn so schnell wie möglich in einer Klinik unterbringen. Da hat man mehr Möglichkeiten, ihn zu untersuchen. Man kann ihn auf die Intensivstation bringen und mittels zahlreicher hochempfindlicher medizinischer Apparate rund um die Uhr überwachen.« Subbrise hob den Kopf und sah Susan an. »Wenn Sie damit einverstanden sind, lasse ich Ihren Vater von einem Krankenwagen abholen.«

Susan nickte stumm.

Ihre Augen begannen sich wieder mit Tränen zu füllen. In diesem Moment verfluchte John Sinclair seine eigene Ohnmacht. Er wollte helfen, aber es war ihm nicht möglich, irgend etwas zu tun. Dr. Subbrise eilte davon. Zwölf Minuten später traf bereits der Krankenwagen ein. Zwei bullige Träger legten den immer noch Ohnmächtigen auf ihre Bahre. Man gestattete Susan, ihren Vater zu begleiten.

John und Suko verließen mit den anderen die Garderobe.

Draußen im Korridor legte John Sinclair dem besorgten Mädchen die Hand auf den Arm. Sie blieb kurz stehen und sah ihm traurig in die Augen. »Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, lassen Sie es mich unverzüglich wissen«, bat John mit ernster Miene.

Er gab ihr seine Karte.

Sie nahm sie in die Hand, drehte sich wortlos um und folgte der Bahre, auf der ihr Vater fortgetragen wurde.

***

New Scotland Yard.

In dem Gebäude, das zwischen der Victoria Street, dem Broadway und der Dacre Street liegt, sind 2700 Personen beschäftigt. Einer davon ist Oberinspektor John Sinclair.

Er stand am Fenster seines Büros und rauchte. Mit seinen Gedanken war er bei Hannibal Koch und seiner Tochter Susan, die sein ganzes Mitgefühl hatte. Er hatte gleich heute morgen seine Sekretärin Glenda Perkins gebeten, ihn mit der Klinik, in die man Hannibal Koch eingeliefert hatte, zu verbinden. Er wollte sich nach Kochs Befinden erkundigen, aber der Angestellte, den er an die Strippe bekommen hatte, bedauerte: »Tut mir leid, Sir. Am Telefon geben wir prinzipiell keine Auskunft.«

»Sie haben wohl nicht richtig verstanden, ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard!«

Der Kerl hatte spöttisch gelacht. »Das kann jeder behaupten, Sir.«

»Mann, welchen Grund sollte ich haben…«

»Keine Auskunft am Telefon, Sir. Sorry.« Klick. Aus. Der andere hatte kurzerhand aufgelegt. Es hatte zwar keinen Sinn, aber John fühlte sich erleichtert, nachdem er sich ein paar deftige Schimpfworte von der Seele geredet hatte.

Die Gegensprechanlage summte. John stieß sogleich die Zigarette in den Aschenbecher. Glenda meldete Susan Koch. John traute seinen Ohren nicht.

»Herein mit ihr!« rief er erstaunt, und sein Blick richtete sich sodann auf die Tür, die sich einige Lidschläge später öffnete.

John versuchte an Susans Gesicht abzulesen, wie es ihrem Vater ging. An seinem rätselhaften Zustand schien sich noch nichts geändert zu haben. Reichlich mysteriös war das. John reichte dem Mädchen die Hand. Ihre Finger fühlten sich kalt und kraftlos an. Er bat sie, Platz zu nehmen. Sie trug ein bezauberndes Tweedkostüm. Der Wind, der durch Londons Straßen pfiff, hatte ihr schulterlanges Blondhaar in Unordnung gebracht. Sie schlichtete es jetzt kurz mit ihren flinken Fingern und stellte ihre große Lederhandtasche auf Johns Schreibtisch.

Er fragte sie, ob sie Tee, Kaffee oder einen Scotch haben wollte. Sie verneinte dreimal. Er nickte und setzte sich, legte die Hände auf den Tisch. Gespannt erkundigte er sich nach dem Befinden ihres Vaters.

»Die Ärzte stehen vor einem Rätsel«, begann Susan Koch mit belegter Stimme. »Man hat mir in der Klinik ein Bett zur Verfügung gestellt. Ich war die ganze Nacht bei Dad. Die Ärzte tun für ihn, was in ihrer Macht steht. Aber es reicht nicht. Im Grunde genommen ist Dad für sie nichts anderes, als ein Versuchskaninchen, an dem sie jetzt alle Geräte und Medikamente ausprobieren, die ihnen zur Verfügung stehen. Es ist schrecklich für mich, dabei zusehen zu müssen und zu wissen, daß sie ihm letzten Endes doch nicht helfen können.«

John horchte auf. »Woher nehmen Sie diese Gewißheit, Miß Koch?«

»Sie haben es mit Elektroschocks versucht. Vater spricht auf kein einziges Medikament an. Sie können mit ihm machen, was sie wollen, nichts fruchtet. Haben Sie noch nie von Menschen gehört, die ganz plötzlich den Verstand verloren haben? Sie können nicht mehr denken, nicht mehr fühlen… Sie leben körperlich zwar, aber geistig sind sie tot.«

John hob abwehrend eine Hand. »Ich kenne solche Fälle. Einer solchen geistigen Abwesenheit ging dabei immer ein schwerer Schock voraus. Viele Patienten konnten überdies geheilt werden.«

»Dad ist nicht zu helfen. Ich fühle es. An seinem Zustand läßt sich

nichts mehr ändern.«
»Ist überhaupt keine Besserung eingetreten?«
»Er hat mehrfach wirres Zeug gemurmelt. Wenn Sie das als Besserung bezeichnen wollen…«
»Was hat er erzählt?« fragte John Sinclair aufgeregt. »Konnten Sie verstehen, was er gesagt hat?«
»Ich dachte, daß Sie das interessieren würde, deshalb habe ich Dr. Slazenger – er ist Dads Stationsarzt – gebeten, mir ein Tonbandgerät zu besorgen. Ich habe aufgezeichnet, was mein Vater von sich gegeben hat.«
Johns unruhiger Blick richtete sich auf die Handtasche des Mädchens. »Haben Sie das Band mitgebracht?«
»Ja.«
»Lassen Sie hören«, verlangte John ungeduldig.
Susan öffnete die Tasche und holte einen kleinen Kassettenrecorder heraus. Sie stellte ihn auf den Tisch.
Der Oberinspektor fragte: »Darf ich?« Er erwartete darauf jedoch keine Antwort, sondern drückte sogleich auf die Wiedergabetaste. Nachdenklich lehnte er sich zurück. Um sich besser konzentrieren zu können, schloß er die Augen.
Schwere Atemgeräusche erfüllten den Raum. Das Bett ächzte. Und dann war Hannibal Kochs verschwommene Stimme zu hören. Wortfetzen nur, in heftiger Erregung ausgestoßen: »Nein… Hilfe… Jenseits… Leif der Rote. Wikinger… Er braucht… braucht Sarkophag… Mumie… Curro… Helm… aus purem Gold… mit Flügeln… Nein, nicht auslöschen… Ich will nicht… will nicht… will nicht… Muß Leif erlösen…« Die nachfolgenden Worte gingen im heftigen Keuchen des Hellsehers unter. John stoppte das Band, ließ es zurücklaufen und hörte sich die Aufnahme noch einmal an.
»Können Sie damit etwas anfangen?« fragte ihn Susan hoffend. »Er scheint zu phantasieren.«
»Kann sein. Aber ich möchte der Sache trotzdem nachgehen, Miß Koch. Darf ich dieses Gerät für eine Weile behalten?«
»Ich denke, dagegen wird Dr. Slazenger nichts einzuwenden haben.«
John erhob sich.
Susan blieb sitzen. Sie sah John von unten her an und fragte: »Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie unternehmen werden, Oberinspektor?«
»Sie können im Moment noch keinen genauen Plan von mir erwarten, Miß Koch.«
Susan wies auf das Tonbandgerät. »Was halten Sie von diesen unzusammenhängenden Wortfetzen?«
»Ich hoffe, daß ich damit etwas anfangen kann. Ihr Vater verfügt über einen außergewöhnlich sensiblen Geist, das ist ganz klar, sonst könnte er nicht hellsehen. Er kann Dinge wahrnehmen, die uns allen

verborgen bleiben. Wenn ich diese Aufnahme richtig deute, hat er auf telepathischem Wege einen Hilferuf empfangen. Von Leif dem Roten…«

»Sagen Sie bloß, dieser Leif ist ein Wikinger.«

»Glauben Sie mir, Miß Koch, ich bin zwar noch kein Tattergreis, aber in gewissen Dingen hat mich meine Erfahrung zum alten Hasen gemacht. Ich weiß, daß auf dieser Welt nichts, aber auch rein gar nichts, unmöglich ist, wenn ein Dämon seine verdammten Finger im Spiel hat.«

Susans Augen weiteten sich vor Schreck. »Ein Dämon?« fragte sie schrill. »Was um alles in der Welt hat mein Vater mit einem Dämon zu schaffen?«

»Das« antwortete John mit eisiger Miene, »werde ich herauszufinden versuchen. Wenn meine Vermutung richtig ist, kann kein Arzt Ihrem Vater helfen.«

Susan hielt ihre zitternden Hände an die Wange. »O Gott…«

»In diesem Fall müßte man die Wurzel des Übels bekämpfen, nicht seine Auswirkung… Ich habe einen guten Bekannten, fast schon einen Freund. Sein Name ist Derek Addams. Er besitzt in der Victoria Street einen kleinen Antiquitätenladen. Ich werde ihn aufsuchen…«

Susan ließ die Hände sinken und blickte John verständnislos an.

John Sinclair schmunzelte. »Derek Addams hat ein Hobby, das uns möglicherweise sehr nützlich sein kann: Er kennt die Geschichte der Wikinger so gut, wie ich die englische. Ich bin fast sicher, er kennt auch Leif den Roten.«

***

»Es geschah im Jahre 793«, erzählte Derek Addams, den es mächtig freute, mal wieder mit seinem umfangreichen Wissen protzen zu können. »Da begangen die dänischen und norwegischen Wikinger, mit ihren Raubzügen die englische Küste unsicher zu machen. Leif der Rote war einer der Unerschrockensten von ihnen. Die Geschichtsschreiber schwärmen von dem mutigen Burschen mit den Bärenkräften und dem struppigen roten Vollbart. Wo Leif auftauchte, eilte ihm der Ruf voraus, ein harter, aber fairer Kämpfer zu sein, so gut wie unbesiegbar.«

John nippte an dem Scotch, den Derek ihm eingeschenkt hatte.

Die beiden Männer saßen einander im Büro des Antiquitätenladens gegenüber. Als John eingetreten war, hätte Addams vor Freude über das unerwartete Wiedersehen beinahe einen Veitstanz aufgeführt. Danach hatte er das Schildchen KOMME GLEICH an die Tür gehängt und sich mit John in seine kleine, aber nett eingerichtete Klause zurückgezogen.

Derek Addams war ein kleiner Mann von einssechzig. Er ging

deswegen immer so kerzengerade, als hätte er einen Ladestock verschluckt, und er kaufte sich nur Schuhe mit hohen Absätzen, um von der Umwelt wenigstens einigermaßen ernst genommen zu werden.

Er schmunzelte. »Seit wann interessierst auch du dich für die Geschichte der Wikinger, John?«

»Sagt dir der Name Hannibal Koch etwas?«

»Natürlich. In der ganzen Stadt hängen seine Plakate. Ich wollte mir seine Vorstellung ansehen, bekam aber keine Karte mehr.«

»Ich war da.«

»Wie war es?«

»Grandios. Anschließend wollte ich den größten Meister der Mantik, den ich je gesehen habe, persönlich kennenlernen. Suko und ich machten uns auf den Weg zu seiner Garderobe. Als wir da eintrafen, fiel der Mann ohnmächtig zu Boden. Er ist bis zur Stunde nicht wieder zu sich genommen.«

Addams hob verständnislos eine Braue. »Was hat Hannibal Koch mit den Wikingern zu tun?«

»Das will ich dir gerade erklären«, antwortete John Sinclair. »Hellseher verfügen über eine geistige Antenne, und damit hat Hannibal Koch einen verzweifelten Hilferuf aufgefangen. Von Leif dem Roten…«

»Das ist ja…«

»Laß mich bitte ausreden«, bat John und fuhr fort: »Der Wikinger scheint dringend Hilfe zu brauchen. Hannibal Koch sprach von einem Sarkophag, von einer Mumie, von Curro und von einem Flügelhelm aus purem Gold. Dann sagte er: Nein, nicht auslöschen. Ich will nicht! Meiner Ansicht nach hat irgendeine Macht aus dem Schattenreich versucht, die Botschaft aus Hannibal Kochs Gehirn zu löschen. Doch Koch, ein Mann von außergewöhnlich starker Willenskraft, hat sich dagegen gewehrt. Dieser geistige Zweikampf endete mit seiner tiefen Ohnmacht, aus der ihn die Ärzte nicht mehr zurückholen können. Nun, vielleicht kann ich für Koch etwas tun. Wenn es mir gelingt, die geistige Verbindung zwischen ihm und dem Geisterreich zu trennen, müßte der Mann wieder auf die Beine kommen. Deshalb bin ich hier. Erzähl mir alles, was du über Leif den Roten weißt, Derek.«

Der Antiquitätenhändler schüttelte überwältigt den Kopf. »Es ist also wahr…«

»Was ist wahr?«

»Man hält es allgemein für eine Sage, aber es muß sich tatsächlich zugetragen haben, sonst könnte Leif der Rote jetzt nicht um Hilfe rufen.«

»Was hält man für eine Sage?« fragte John Sinclair gespannt.

Derek Addams griff nach seinem Glas und nahm einen großen

Schluck. Auch John trank. Ruhelos musterte er Dereks schmales Gesicht. Zum Henker, wollte der Kleine nicht endlich damit herausrücken?

»Leif der Rote«, begann Addams gedehnt – er war sich der Wichtigkeit seiner Geschichte vollkommen bewußt und trug sie deshalb mit großem Pathos vor. »Leif der Rote landete mit seinen Männern im Jahre 795 an der englischen Südküste. Fast mühelos machte er reiche Beute. Die Wikinger wollten auf ihr Schiff zurückkehren und sich später noch auf der Isle of Wight umsehen. Da erfuhr Leif von einem Dämon namens Curro. Wer den Hort des Bösen trotz Verbot betrat, der war des Todes, sagte man. Leif der Rote hatte für dieses Gerede bloß ein spöttisches Lachen übrig. Er wollte allen beweisen, daß ihm der Dämon nichts anhaben konnte. Er betrat die Stätte des Bösen und forderte Curro zum Zweikampf auf. Curro erschien auch prompt – und Leif der Rote mußte den Frevel mit seinem Leben bezahlen. Was danach kam, hörte sich so unglaublich an, daß man es für eine Sage hielt: Curro soll über den frechen Wikinger eine grausame Strafe verhängt haben…«

»Ich dachte, er hätte ihn getötet«, sagte John Sinclair ernst.

»Das hat er getan. Mit seinem Flammenschwert.«

»Aber?« fragte John.

»Danach hat Curro den Geist des Wikingers wieder zum Leben erweckt, indem er ihm seinen goldenen Flügelhelm auf den Kopf setzte. Es heißt, solange Leif der Rote diesen Helm trägt, wird sein Geist in dem toten Körper eingeschlossen bleiben. Es gibt keine grauenvollere Strafe als diese. Seit jenem Jahr 795 sehnt sich Leif der Rote nach dem Tod, doch bis zum heutigen Tag ist es noch niemandem gelungen, ihn zu erlösen…«

»Wenn ich dich richtig verstanden habe«, faßte John kurz zusammen, »dann ist der Wikinger erst erlöst, wenn ihm jemand den Flügelhelm abnimmt.«

»So ist es«, bestätigte Addams.

»Warum hat sich noch keiner gefunden, der ihm diesen Gefallen getan hätte?« wollte John Sinclair wissen.

»Vermutlich gingen alle Hilferufe des Wikingers ins Leere«, antwortete der Antiquitätenhändler. »Außerdem weiß heute keiner mehr genau, wo sich der Hort des Bösen befindet.«

»Steht da auch der Sarkophag des Wikingers?«

»Ja.«

»Weißt du ungefähr, wo sich die Stätte des Bösen befindet, Derek.«

Addams leerte sein Glas beunruhigt. »John wir kennen einander nun schon eine ganze Weile. Ich mag dich und ich schätze dich. Ich bewundere die Erfolge, die du im Kampf gegen Geister und Dämonen errungen hast. Aber ich glaube, diesmal stellst du dir die Sache ein

wenig zu leicht vor. Der Wikinger wird scharf bewacht.«
»Von wem?« fragte John Sinclair furchtlos. Seine Augen waren schmal und der Mund bildete einen dünnen Strich.
»Von Curros grausamen Schergen. Dämonen von untergeordnetem Rang sollen es ein. Unvorstellbar gefährlich. Selbst wenn es dir gelingt, sie auszuschalten, hast du es immer noch mit Curro zu tun. Den – verzeih mir, daß ich das sage –, den kann kein Sterblicher besiegen.«
»Das wird sich noch rausstellen«, entgegnete John hart.
»Curro und seine Monster kämpfen mit unfairsten Mitteln!«
»Soll Hannibal Koch ewig wie ein lebender Toter in der Klinik liegen?« fragte John Sinclair scharf. »Soll Leif der Rote bis in alle Ewigkeit um seine Erlösung betteln?«
»So will es Curro.«
»Sein Wille ist mir egal, ich will Hannibal und Leif von dem Bann befreien.«

***

Superintendent Powell kniff hinter seinen dicken Brillengläsern die Augen zusammen und wiegte mit bekümmerter Miene den Kopf. Der Geisterjäger griente. »Wenn Sie zu sich selbst ehrlich sind, Sir, können Sie meine Bitte gar nicht abschlagen.«
Powell blickte auf den Kassettenrecorder, den John soeben abgestellt hatte. Danach hatte John seinem Chef erzählt, was er über Leif den Roten und Curro von Derek Addams erfahren hatte. Anschließend hatte er Powell eiskalt um eine Woche Urlaub gebeten, um sich dieser mysteriösen Geschichte widmen zu können.
Powell lächelte. »Ich könnte jetzt natürlich nein sagen.«
»Das würde Ihnen nie und nimmer über die Zunge gehen.«
»Denken Sie an den Schreibkram, der sich in Ihrem Büro angesammelt hat. Wann gedenken Sie, den Papierberg zu bewältigen.«
»Gleich nach dem Urlaub. Wenn ich ausgeruht, erholt und tatendurstig zurückkomme.«
»Von wegen ausgeruht und erholt. Sie haben nicht vor, eine kleine Überlandpartie zu machen.«
»Kriege ich nun die paar Tage – die mir seit einem Jahr zustehen – oder kriege ich sie nicht?« drängte John seinen Vorgesetzten zu einer Entscheidung.
»Nein, John, Sie kriegen sie nicht.«
»Chef… das ist… ist nicht fair!« stieß John Sinclair enttäuscht hervor.
»Sie werden sich«, versetzte daraufhin Superintendent Powell mit einem verschmitzten Lächeln, »beruflich mit diesem Fall auseinandersetzen, Oberinspektor. Das ist ein Befehl!«

John grinste breit. »Ich kann mir keinen Befehl vorstellen, den ich lieber ausführen würde als diesen, Chef.«

Er wandte sich um. Als er die Tür öffnete, rief Powell ihm nach: »John!«

Sinclair wandte sich halb um. »Sir?«

»Passen Sie auf sich auf.«

»Das mache ich. Darauf können Sie sich verlassen.«

***

Es waren hundertzweiunddreißig Kilometer bis Southampton. Schnurrend legte der Bentley sie zurück. Derek Addams hatte erzählt, daß Leif der Rote hier in der Nähe an Land gegangen war, und der Hort des Bösen sollte sich irgendwo zwischen Southampton und Salisbury befinden. John dachte an Stonehenge bei Salisbury. Diese geheimnisvollen Steinkreise sind das größte und berühmteste Denkmal aus jener Zeit, das es in Europa gibt. Die etwa 3500 Jahre alte Anlage dürfte als Begräbnisstätte oder als Sonnenheiligtum gedient haben. John fragte sich, ob der Hort des Grauens ähnlich aussah, oder ob es Curro und seine Schergen vorzogen, im Verbogenen zu blühen.

Southampton.

Die 215.000-Einwohner-Stadt gehört zu den größten Hafenstädten Großbritanniens und ist vor allem für den Atlantik-Schiffsverkehr von großer Bedeutung.

Johns Bentley rollte an den gut erhaltenen Resten der Stadtmauer vorbei. Er war nicht zum erstenmal hier und kannte sich aus.

Das Hotel, das er zwanzig Minuten später mit seinem Freund Suko betrat, war zum Glück nicht voll. Der grauhaarige Hoteldirektor verlieh seiner übergroßen Freude mit sprudelnden Worten Ausdruck, Oberinspektor Sinclair wieder einmal in seinem Hause begrüßen zu dürfen.

John bekam sogar sein »altes« Zimmer, und Suko wurde gleich nebenan einquartiert. Nachdem sie ihr Reisegepäck aufs Zimmer gebracht und einen kleinen Happen im Hotelrestaurant zu sich genommen hatten, verließen sie das Haus.

Nur vier Häuser weiter gab es ein vielbeachtetes Wachsfigurenkabinett, das einem jungen attraktiven Mädchen namens Jane Bikken gehörte. Jane hatte das Unternehmen nicht gegründet, dazu war sie noch zu jung. Sie hatte es von ihrem Großvater geerbt und führte es in seinem Sinn mit gutem Erfolg weiter.

Außer den Wachsfiguren hatte Jane Bikken auch eine Menge Bücher geerbt, die sie kaum tragen konnte, so schwer waren die alten, wertvollen Wälzer. In ihnen war so ziemlich alles aufgezeichnet, was seit der Entstehung der Welt in Southampton und um Southampton

herum geschehen war.

Hier hoffte John Sinclair einen Hinweis auf Curro den Dämon und seine Stätte des Bösen zu finden.

John fiel sofort auf, daß das Portal des Etablissements neu gestrichen worden war. Rabenschwarz glänzte es dem Betrachter entgegen. Und blutrote Buchstaben verkündeten schreiend, daß hier ein Wachsfigurenkabinett etabliert war.

Ein buckliger Greis hockte in einem kleinen Glaskäfig und verkaufte die Eintrittskarten. Er hatte einen dürren Geierhals, sein rechtes Auge war aus Glas, die schlanke Hakennase war von einem chronischen Schnupfen rot gefärbt. Jane Bikken hatte den Alten aus Mitleid eingestellt, und er würde wohl Eintrittskarten bis zu seinem Lebensende verkaufen. Sein Name war Linc Belem. Als er John Sinclair erkannte, hellten sich seine grauen Augen auf.

»Ah, welch seltener Besuch, Oberinspektor!«

»Wie geht’s, Linc?«

»Ich kann nicht klagen. Das Essen schmeckt. Der Whisky auch. Jane behandelt mich gut.«

»Ist Jane da?« erkundigte sich John.

Der Bucklige wies mit dem Daumen nach links. »Wir sind dem Finanzamt unangenehm aufgefallen. Jetzt sitzt Jane an ihrem Schreibtisch und überarbeitet noch mal die Belege. Gehen Sie nur hinein. Sie kennen den Weg ja.«

John nickte und betrat mit Suko das Wachsfigurenkabinett. Vom ersten Moment an hatte man hier den Eindruck, einen Schritt in eine andere Welt zu tun. Die indirekte Beleuchtung schuf eine mysteriöse Atmosphäre. Wie alle diese Etablissements arbeitete man auch hier mit gekonnten Schauereffekten: böse, dämonisch blickende Gesichter, die so lebensecht wirkten, daß sie einem den Angstschweiß auf die Stirn trieben. Berüchtigte Verbrecher, grausame Mörder – verfolgt von einsatzfreudigen Polizisten – stellten spannungsgeladene Szenen dar. Dazwischen standen Größen aus der Weltpolitik. Stars von Film und Fernsehen gruppierten sich zu einem illustren Haufen.

Daran schloß sich die Monster-Show. Etwas Beeindruckenderes hatte John auf der ganzen Welt noch nicht gesehen. Er war von den Darstellungen wieder aufs neue fasziniert. Es gab leichenfressende Ghouls – und für starke Nerven –, sie glotzten mit ihren bernsteinfarbenen Augen gemein umher, hatten spitze Zähne, kahle Schädel, über die sich eine graue, lederartige Haut spannte.

Neben den Ghouls standen zwei Vampire. Ein vollbusiges Mädchen und ein hochgewachsener schlanker Mann. Sie kämpften mit grausam verzerrten Fratzen um ein menschliches Opfer. Werwölfe und häßliche Ausgeburten der Hölle, Mumien und grauenerregende Dämonen schlossen sich an.

Die letzte Abteilung zeigte Szenen aus der Zeit der Ketzerprozesse. Hexenverbrennung, Folterung, unglückliche Delinquenten mit leidenden Mienen, die den Kopf auf einen Richtblock gelegt hatten. Ein Henker mit scharlachroter Kapuze, hinter der ein satanisches Augenpaar glitzerte, stand daneben, das Richtbeil hochgeschwungen, bereit, in der nächsten Sekunde das grausige Werk zu verrichten.

Suko war kein furchtsamer Knabe, doch dieser Anblick schüttelte ihn durch. »Die gebotenen Szenen haben es in sich«, stöhnte er beeindruckt. »Daß Jane Bikken sich in dieser Umgebung wohl fühlt?«

»Sie ist hier drinnen aufgewachsen«, erzählte John Sinclair. »Viele Figuren hat sie selbst zusammen mit ihrem Großvater angefertigt. Da verlieren diese Dinge natürlich stark von ihrer Wirkung.«

Die Freunde erreichten eine Tür, an der stand: EINTRITT VERBOTEN!

John übersah das Verbot. Es galt nicht für ihn. Mit Schwung riß er die Tür auf. Ein schmaler, schwach erhellter Gang lag vor ihm. Aus einer zweiten Tür, die offenstand, fiel Licht heraus.

John machte sich den Spaß. Grinsend schob er Suko vor sich her. Jane Bikken erhob sich von ihrem Schreibtisch und begab sich zur Tür. Als sie Suko erblickte, den sie nicht kannte, sah sie ihn mit abweisender Miene an.

»Ja bitte?« fragte sie unterkühlt. »Ich nehme an, Sie haben übersehen, was an der Tür steht.«

»O nein. Ich bin absichtlich eingetreten«, antwortete der Chinese.

Jane musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Vermutlich haben Sie dafür einen Grund.«

»Gewiß hab’ ich den«, erwiderte Suko grinsend.

»Was kann ich also für Sie tun?«

»Nichts.«

»Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen!« sagte Jane schneidend.

»Absolut nicht. Ich wollte lediglich zum Ausdruck bringen, daß Sie nichts für mich tun können, ich hingegen kann einiges für Sie tun. Ich hab’ Ihnen etwas Nettes mitgebracht.«

Jetzt trat Suko einen großen Schritt zur Seite und gab den Blick auf John Sinclair frei. Jane Bikkens Augen wurden groß wie Tennisbälle.

»John!« rief sie begeistert aus. »Was für eine Überraschung, Sie wiederzusehen!« Sie lachte hell, trat auf den Geisterjäger zu, reichte ihm erfreut die Hand. »Was führt Sie nach Southampton? Sind Sie schon lange hier? Wie lange werden Sie bleiben? Oh, ich finde es riesig, daß Sie gekommen sind…«

Sie sprudelte ihre Freude nur so heraus. Als sie Luft holte, stellte ihr John schnell seinen Freund und Mitarbeiter vor. Sie hieß Suko herzlich willkommen und bat die beiden, in ihr Büro zu kommen.

Jane war ein gertenschlankes Girl mit aufgeweckten Augen.

John Sinclair und Suko setzten sich auf ihr Geheiß.

Der Raum war nicht allzu groß. Auf Regalen standen eine Menge Wachsköpfe. Daneben hingen Entwürfe für neue Figuren, Bewegungsstudien. Kostümkreationen. Ihr Anblick wirkte leicht makaber.

Jane strich sich eine brünette Strähne aus dem Gesicht und klemmte sie hinter dem Ohr fest. Dann schob sie den ganzen lästigen Papierkram, der ihren Schreibtisch bedeckte, achtlos beiseite.

»Darüber brüte ich noch achtundvierzig Stunden!« sagte sie verdrossen. »Aber das kann mich nicht daran hindern, jetzt eine Pause einzulegen.«

Jane fragte nicht lange, sondern brachte die Scotchflasche und füllte drei Gläser. »Auf das unerwartete aber deshalb um so erfreulichere Wiedersehen«, sagte sie mit einem gewinnenden Lächeln. Dann tranken sie.

John Sinclair erklärte dem netten Mädchen anschließend in knappen Worten, was ihn und Suko nach Southampton geführt hatte. Er fuhr fort: »Und ich bin hier, weil ich mich an die wertvollen Bücher erinnerte, die sich in Ihrem Besitz befinden, Jane. Wenn es Schriften gibt, in denen Curro und sein Hort des Bösen erwähnt wird, dann befinden sie sich sicherlich in Ihrem Besitz.«

Jane Bikken wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen. Sie hatte in letzter Zeit viel am Hals. Sie arbeitete für drei. Man konnte ihr ansehen, wie sehr sie sich abrackerte, obwohl sie mit ihrer beschwingten Art darüber hinwegzutäuschen versuchte.

»Liebe Güte, John. Sie wissen nicht, was Sie da von mir verlangen. Ich habe die Bücher erst im vergangenen Monat in den Keller hinunterschaffen lassen.«

»Ich will Ihnen bestimmt keine Mühe machen, Jane«, sagte John ernst, »und ich würde auf meiner Bitte nicht bestehen, wenn die Sache nicht so furchtbar wichtig für uns wäre.«

»Ich will Ihnen natürlich gern helfen…«

»Ich weiß, Sie haben so viel zu tun, daß Sie kaum zum Luftschöpfen kommen, Jane, deshalb werden wir Ihnen nicht die geringsten Ungelegenheiten machen. Sie brauchen uns nur den Kellerschlüssel zu geben. Dann hören und sehen Sie so lange nichts mehr von uns, bis wir gefunden haben, was wir suchen.«

Damit war Jane Bikken einverstanden.

Sie öffnete die oberste Schreibtischlade, stöberte darin herum, zog die zweite, die dritte und die vierte Lade vor, wischte sich zwischendurch immer wieder nervös über die Stirn und seufzte schließlich: »Tut mir leid, John. Ich kann den Schlüssel im Moment nicht finden. Hat es bis morgen Zeit?«

John dachte an Hannibal Koch und dessen rätselhaften Zustand. Er

dachte an Leif den Roten, der um Erlösung gefleht hatte. Nein, bis morgen hatte das nicht Zeit. Die Sache duldete keinen Aufschub. Je schneller sie handeln konnten, desto überraschender konnten sie Curro treffen.

John blieb dem Mädchen die Antwort schuldig. Jane sagte: »Immer ist es das gleiche. Wenn ich etwas suche, kann ich es nicht finden. Und eine Stunde später fällt es mir dann buchstäblich von selbst in die Hände. Gott, wenn ich doch bloß ein wenig ordnungsliebender wäre.«

»Tja, was machen wir nun?« fragte John Sinclair enttäuscht.

»Ich seh' noch mal nach.« Jane wühlte sich erneut durch die Schreibtischladen. Sie nahm jede einzelne heraus, leerte sie, schüttelte verständnislos den Kopf. »Das begreife ich nicht. Ich bilde mir fest ein, den Schlüssel hier aufbewahrt zu haben.«

»Vielleicht machen wir Sie nervös«, meinte John. Er trank aus und erhob sich. »Ich wohne im selben Hotel wie immer, Jane. Würden Sie mich unverzüglich anrufen, wenn Sie den Schlüssel gefunden haben?«

»Natürlich, John. Das mach' ich ganz bestimmt«, versprach das Mädchen. »Es tut mir leid, daß ich in dieser Unordnung nichts gefunden habe.«

»Ich bitte Sie, das kann doch mal vorkommen«, erwiderte John und verließ mit Suko Janes Büro.

***

Kaum waren die beiden draußen, schlug Jane Bikken zornig mit der Faust auf den Tisch, daß das Schreibzeug tanzte. »Weil du auch immer so furchtbar schlampig bist!« schimpfte sie mit sich selbst. Wieder stellte sie alles auf den Kopf. Diesmal nahm sie sich zusätzlich die Schreibtischplatte und die Tasse mit den Schreibutensilien vor. Nichts. Sie grübelte, nagte an der Unterlippe, versuchte, sich zu konzentrieren. Es fiel ihr beim besten Willen nicht ein, wo sie den verflixten Schlüssel aufbewahrte.

Als jemand leise an die Tür klopfte, fuhr sie erschrocken herum. Der alte Linc Belem watschelte herein.

»Mein Gott, wie oft soll ich Ihnen noch sagen, Sie sollen sich nicht immer so anschleichen, Linc!« herrschte das Mädchen den Buckligen an.

»Habe ich Sie erschreckt, Jane?«

»Ja, verd…«

»Das tut mir aber leid«, bedauerte Belem mit ehrlich klingender Stimme. »Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Schluß mache.«

Jane machte eine Handbewegung, als wollte sie den Kleinen aus dem Raum fegen. »Okay, okay. Haben Sie überall abgeschlossen?«

»Natürlich. Wie immer. Kann ich noch irgend etwas für Sie tun?«

»Nein. Das heißt… Könnten Sie mir sagen, wo ich den Kellerschlüssel

hingetan habe?«

»Den Kellerschlüssel? Bewahren Sie den nicht immer in Ihrem Schreibtisch auf?«

»Ja. Aber da ist er nicht. Sie haben ihn nicht zufällig irgendwo herumliegen gesehen?«

»Leider nein.«

»Ist schon gut«, nickte das Mädchen. »Gehen Sie nach Hause, Linc. Ich werde den verflixten Schlüssel schon finden.«

»Soll ich Ihnen beim Suchen helfen?«

»Ist wirklich nicht nötig, Linc. Vielen Dank. Sie können gehen.« Der Alte wandte sich um und verließ Jane Bikkens Büro. Im Vorbeigehen löschte er die restlichen Lichter. Wenn er auch nur einen Augenblick stehengeblieben wäre und sich umgesehen hätte, wäre ihm aufgefallen, daß rings um den muskulösen Körper des wächsernen Henkers die Luft zu flimmern begann. Ein transparentes Gebilde, das aussah wie eine durchsichtige Plastik, schwebte auf das mit der scharlachroten Kapuze bedeckte Haupt herab. Kaum hatte das durchsichtige Gebilde den Kopf des Henkers berührt, tauchte es in ihn ein und belebte die große, kräftige Figur auf eine rätselhafte Weise. Mit hinterhältigen, verschlagenen Augen sah der Henker dem davonwatschelnden Greis nach.

Als Linc Belem die letzte Lichtquelle abschaltete, stieg der unheimliche Henker von seinem Podest herunter…

***

John Sinclair schüttelte auf dem Rückweg zum Hotel den Kopf und sagte zu Suko: »Jane gefällt mir im Moment ganz und gar nicht. Sie scheint dem Streß, den die Betriebsführung mit sich bringt, nicht gewachsen zu sein. Und einen zusätzlichen Angestellten kann sie sich wegen der hohen Unkosten nicht leisten.«

»Sie müßte heiraten«, sagte Suko. »Das wäre die einfachste und zugleich die vernünftigste Lösung ihres Problems.«

John lächelte kurz. »Das hört sich in der Tat einfach an, ist es aber nicht.«

»Mag Jane keine Männer?« fragte Suko erstaunt. »So, wie sie aussieht…«

»Sie hat zwei üble Erfahrungen machen müssen. Der eine war ein Hochstapler, der ihr den Himmel auf Erden versprach, ihr sämtliche Ersparnisse herauslockte und sie dann sitzenließ, als nichts mehr zu holen war. Danach hat sie ein ganzes Jahr lang nichts von Männern wissen wollen… Bis sie Benny McLean kennen und lieben lernte. Der Junge war Saxophonist in einer Big Band. Er war oft wochenlang unterwegs. Jane hatte nicht allzu viel von ihm, aber sie war bescheiden und mit den wenigen Tagen zufrieden, die sie mit Benny

zusammen sein konnte. Eines Tages sagte ihr Benny, das nächste Konzert würde im Fernsehen live übertragen. Sie solle es sich ansehen. Jane kam jedoch dahinter, daß es sich hierbei um keine Live-Übertragung, sondern um eine Aufzeichnung handelte. Sie fuhr zu Bennys Wohnung – und erwischte ihn da mit einer wasserstoffblonden Sängerin… Damals stürzte für sie die Welt zum zweitenmal ein. Und auf diesem Trümmerhaufen sitzt sie nun. Sie hat große Angst, da die Freundschaft wieder eine Enttäuschung werden könnte. Mit dieser ständigen Angst, erneut hereinzufallen, wird es für sie sehr schwierig werden, den Mann fürs Leben zu finden. Bis sie über diesen Verdruß vollends hinweg ist, werden wohl noch einige Jahre verstreichen.«

»Dabei ist sie so ein nettes Mädchen«, sagte Suko teilnahmsvoll.

»O ja«, seufzte John. »Und hübsch ist sie auch.« Sie hatten ihr Hotel erreicht und gingen auf ihr Zimmer. John hoffte, daß Jane Bikken den Schlüssel noch in dieser Stunde finden würde, damit er sich an das Studium der alten Wälzer machen konnte.

***

Noch wirkte der Gang des Henkers ungelenk und eckig, noch steckte die Puppenstarre in seinen Gliedern. Doch von Schritt zu Schritt wurden die Bewegungen geschmeidiger. Ein leises Seufzen kam unter der scharlachroten Kapuze hervor. Der Unheimliche hatte einen nackten Oberkörper, dessen Muskelpakete bei jeder Bewegung zuckten.

Seine kräftigen Hände umschlossen das Richtbeil.

Er schlich an einer grob gezimmerten Folterbank vorbei. Ein gehässiges, gedämpftes Lachen entschlüpfte seiner Kehle. Zielsicher schritt der Henker auf die Tür mit der Aufschrift EINTRITT VERBOTEN! zu.

Die Macht des Bösen, die ihn belebt hatte, trieb ihn dem ahnungslosen Mädchen entgegen. Seine Augen funkelten mordlüstern, und er war den Kräften der Finsternis unsagbar dankbar, weil sie ihn von seiner wächsernen Starre befreit hatten.

Er war bereit, alles zu tun, um sich für die erwiesene Gunst zu bedanken. Schwer stützte er das Richtbeil auf, während seine linke Hand sich langsam der Klinke näherte.

Behutsam drückte er sie nach unten. Die Tür schwang lautlos auf. Der Henker hörte Jane Bikken in ihrem Büro zornig schimpfen. Er grinste unter seiner Kapuze mit schmalen Augen.

Jane Bikken! Sein erstes Opfer, das nicht aus Wachs bestand!

Herrlich war das Gefühl, das die breite Brust des Henkers erfüllte. Mit Schwung hob er das schwere, blitzende Richtbeil, mit dem in der Vergangenheit tatsächlich Todesurteile vollstreckt worden waren…

Und heute sollte wieder ein Kopf rollen!

***

Jane Bikken war nahe daran, aufzugeben. Auf dem Schreibtisch türmte sich die Arbeit, die unbedingt erledigt werden mußte, wenn es nicht noch mal Schwierigkeiten mit dem Finanzamt geben sollte. Und der verflixte Kellerschlüssel war ja doch nicht aufzufinden. Erschöpft zündete sich das Mädchen eine Zigarette an. Gedankenverloren sah sie dem Rauch nach, der fast waagrecht auf die offene Tür zuschwebte.

Der Durchzug entstand, weil Linc Belem die zweite Tür, durch die man in das Wachsfigurenkabinett gelangte, vergessen hatte zu schließen. Herrje, wie oft hatte sie Linc das schon gesagt: »Diese Tür soll immer geschlossen sein!«

Er merkte es sich einfach nicht. Er war eben schon zu alt, um solche Sachen noch anzunehmen.

Jane nahm noch einen Zug von der Zigarette, legte sie dann in den Aschenbecher und wollte nach draußen gehen, um die Tür zu schließen. Da fiel ihr Blick auf eine Vase.

Natürlich.

Jetzt konnte sie sich wieder erinnern. Sie war abgeschlafft vom Keller heraufgekommen und hatte den Schlüssel in diese Vase geworfen. Hastig lief sie zum Regal. Als sie die Vase hochhob, klimperte es schon. Aha, der Schlüssel. Jane Bikken stülpte die Vase mit vitalem Schwung um, und der so verbissen gesuchte Kellerschlüssel rutschte ihr wie selbstverständlich in die Hand.

Endlich.

Sie wollte sogleich John Sinclair anrufen. Der Telefonhörer lag schon in ihrer zarten Hand. Sie versuchte, sich an die Rufnummer zu erinnern, doch ehe sie alle Zahlen beisammen hatte, wurde sie durch ein Geräusch aus ihren Gedanken gerissen.

Erregt zuckte sie herum.

Da mußte jemand in das Wachsfigurenkabinett eingedrungen sein! Ein Irrtum schien dem Mädchen ausgeschlossen…

***

Sie dachte, Linc Belem wäre noch einmal wiedergekommen. Es kam bei dem senilen Buckligen schon mal vor, daß er irgend etwas vergaß. Dann drehte er auf halbem Heimweg noch mal um, um zurückzukommen und irgendein Versäumnis nachzuholen. Jane Bikken trat entschlossen aus ihrem Büro. Sie ging auf die offenstehende Tür zu. Im gesamten Schauraum brannten die Lichter.

Eine unnatürliche Kälte wehte dem Mädchen entgegen.

Es war in der Tat so kalt wie in einem Kühlhaus. Das war doch nicht normal. Jane fröstelte. Sie fragte sich, wodurch diese entsetzliche Kühle hervorgerufen wurde, und zu ihrem großen Entsetzen fiel ihr dazu eine beunruhigende Erklärung ein: Man sagt, das Böse verströmt

diesen eisigen Hauch.

Dicke Hagelkörner rollten über Janes Rücken.

Jane stand in der Tür. Ihr Blick schweifte durch den Schauraum. Reglose Puppen standen auf ihren Plätzen… Eigentlich war alles wie immer. Und doch war irgend etwas anders. Die Kälte!

Jane versuchte sich einzureden, sie bilde sich diese unheimliche Kälte nur ein, aber die Gänsehaut, die sie umspannte, war ein zu augenscheinliches Argument für die Tatsache, daß es wirklich kalt hier drinnen war.

»Linc?« rief sie mit dünner, beinahe versagender Stimme. Sie hoffte, daß sich der kleine Bucklige sogleich melden würde. »Linc? Sind Sie da?«

Janes furchtvolle Augen rollten.

Zögernd machte sie einen Schritt nach vorn. Angst kroch ihr mit einemmal in die Knochen. Die Gedanken überschlugen sich in ihrem hübschen Kopf. Sie dachte daran, blitzschnell kehrtzumachen, sich im Büro einzuschließen und John Sinclair anzurufen. In vier Minuten konnte er da sein.

Mochte der Teufel wissen, warum sie diesen Gedanken nicht ausführte.

Statt umzukehren, machte sie den nächsten Schritt. Und noch einen. Und obwohl sie jetzt schon sicher war, daß Linc Belem ihr nicht antworten würde, rief sie erneut seinen Namen.

»Linc!«

Plötzlich beobachtete sie eine jähe Bewegung zwischen den Wachsfiguren. In derselben Sekunde stockte dem Mädchen der Atem. Sie konnte nicht begreifen, was sie sah. Eine eisige Starre ergriff von ihr Besitz, während sie mit weit aufgerissenen Augen verdattert beobachtete, wie zwischen den reglosen Wachsfiguren jener Henker, den sie vor Jahren mit ihrem Großvater in mühevoller Kleinarbeit angefertigt hatte, auf sie zukam.

Es war für sie unvorstellbar.

Die Puppe, die sie mit ihren eigenen Händen aus Wachs geschaffen hatte, lebte!

***

Entsetzt schüttelte Jane Bikken den Kopf. »Nein! Nein, das kann es nicht geben! Ich bin verrückt! Ich habe den Verstand verloren!« Mit hölzernen Schritten wich sie vor dem unheimlichen Henker zurück. Er funkelte sie mit seinen schrecklichen Augen mitleidslos an.

Als er das Richtbeil hochschwang, warf sich das bestürzte Mädchen mit einem gellenden Schrei herum. Jane rannte um ihr Leben. Panik peitschte sie durch das Wachsfigurenkabinett. Der grausame Henker folgte ihr mit stampfenden Schritten. Das Beil sauste surrend herab.

Jane warf sich zur Seite. Krachend splitterte neben ihr Holz.

Sie hastete weiter. Planlos! Nur weg! Weg! Weg von diesem mordlüsternen Unhold, dessen Lebendigkeit Jane Bikken unverständlich war. Immer wieder schlug er mit seinem gewaltigen Beil blitzschnell zu. Jedesmal gelang es dem verstörten Mädchen, sich gerade noch mit einem wilden Satz in Sicherheit zu bringen.

Doch wie oft würde sie dieses Glück noch haben?

Janes Nerven revoltierten.

Sie bebte innerlich, schrie kreischend um Hilfe, doch keiner hörte sie. Merkbar ließen ihre Kräfte nach, und der schreckliche Henker war ihr dicht auf den Fersen.

Sie brauchte nur ein einzigesmal zu stürzen, dann war sie verloren. Da passierte diese furchtbare Katastrophe auch schon. Jane Bikken stolperte über ein Elektrokabel. Verzweifelt ruderte sie mit den Armen durch die Luft, während es sie mit großer Wucht nach vorn riß und zu Boden schleuderte.

Der Aufprall rief einen explosionsartigen Schmerz in ihr hervor.

Sie warf sich atemlos herum, sah, daß sie keine Chance mehr hatte. Mit beiden Händen holte der Grausame kraftvoll aus – so als wollte er das entsetzte Mädchen in der Mitte entzweischlagen…

***

Sie saßen in der Hotelbar, als der Anruf kam. Oberinspektor Sinclair wurde am Telefon verlangt. Suko hob eine Braue. »Wer weiß, daß wir hier sind?«

John glitt vom Hocker. »Oh, eine ganze Menge Leute: Superintendent Powell, Derek Addams und natürlich Jane Bikken.«

»Dann wollen wir hoffen, daß sie es ist, die anruft.«

John nickte. »Du sagst es.« Er begab sich zum Ende des Tresens, blinzelte dem Hoteldirektor zu, der an ihm vorbeikam. John nahm den Hörer auf von der Kupferplatte und meldete: »Hier Sinclair!«

»John…« Jane Bikkens Stimme. Dünn. Müde. Verzweifelt.

»Haben Sie den Schlüssel?« fragte John gespannt.

»Ja. Ich hab' ihn gefunden. Er… er war in einer Vase. Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, ihn da hineingetan zu haben.«

»Hauptsache, Sie haben ihn wieder«, sagte John aufatmend.

»Wenn Sie wollen, suche ich mit Ihnen jetzt gleich die Bücher, die für Sie wichtig sind, heraus. Sie können sie gern ins Hotel mitnehmen und behalten, bis Sie sie fertig studiert haben.«

»Hören Sie, Jane, ich möchte Ihnen keine unnötige Arbeit machen. Wenn Sie mir den Schlüssel geben, suche ich mir selbst zusammen, was ich brauche. Sie haben doch die Finanzbelege…«

»Damit komme ich schon klar«, erwiderte Jane schnell.

»Na schön. Ich mach' mich sogleich auf die Socken.« John legte den

Hörer in die Gabel und dankte dem Mixer. Er kehrte zu Suko zurück.
»Jane«, sagte er nachdenklich. Irgend etwas an der Stimme des Mädchens hatte ihm nicht gefallen. Er schrieb es dem Streß zu.
»Hat sie den Schlüssel gefunden?«
»Ja. Sie will mit mir in den Keller gehen und mir die Bücher mitgeben.«
Suko schickte sich an, vom Hocker zu springen, doch John legte ihm schmunzelnd die Hand auf die mächtige Schulter: »Laß nur, Junge. Bemüh dich nicht. Dabei würdest du ja doch nur stören.«

***

Der kleine Käfig, in dem bei Johns erstem Besuch Linc Belem gesessen hatte, war jetzt leer, aber das Wachsfigurenkabinett war noch offen. John stellte fest, daß die Tür nicht abgeschlossen war.
Er ging den gleichen Weg wie beim erstenmal. Beglotzt von leblosen Augen. Angestarrt von wächsernen Gesichtern. Angegrinst von schaurigen Fratzen.
Er hatte vor, Jane Bikkens Eifer zu loben, als er ihr Büro betrat. Auf dem Schreibtisch lag ein Berg Rechnungen und der klobige Schlüssel. Johns Blick fiel auf das Telefon, von dem aus Jane mit ihm gesprochen hatte.
Das Büro war leer.
Wo war Jane Bikken? Er wandte sich um, verließ den Raum, rief: »Jane, nun lassen Sie doch das alberne Verstecken spielen. Ich denke, unsere Zeit ist ohnedies reichlich knapp bemessen!«
Plötzlich stutzte der Oberinspektor. Jetzt erst fiel ihm die unnatürliche Kälte auf, die hier drinnen herrschte. Von diesem Moment an wußte er, was das zu bedeuten hatte, und er bangte um Jane Bikkens Leben. Er sorgte sich um das Mädchen, weil er hundertprozentig davon überzeugt war, daß Jane zu dem, was sie getan hatte, gezwungen worden war. Aus freien Stücken hatte sie das nicht gemacht. Jane war ein anständiges Mädchen. Man konnte sich auf sie verlassen.
»Jane!« rief John Sinclair mit harter Stimme.
Er fühlte, daß sie hier drinnen war, aber es schien ihr unmöglich zu sein, zu antworten.
Ihm fiel seine Pistole ein, die im Hotel in der Reisetasche lag. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen und hätte ihm hier vermutlich wertvolle Dienste leisten können.
Aber wer hatte ahnen können, daß Curro in diesem ersten Ermittlungsstadium schon Abwehrmaßnahmen treffen würde.
Aus den Augenwinkeln gewahrte John Sinclair mit einmal eine vage Bewegung. Der Kopf des Geisterjägers ruckte sogleich herum, und da entdeckte er sie. Jane lag auf der Folterbank. An Armen und Beinen

gefesselt. Sie trug ein weißes Büßerhemd, zwischen ihren Zähnen steckte ein Knebel.

Dieser Anblick machte John Sinclair so wütend, daß es ihm augenblicklich den Magen umdrehte.

***

Er lief auf das Mädchen zu und riß ihr den schmutzigen Lappen aus dem Mund, »Jane, was ist pass…«

»Vorsicht, John!« kreischte Jane Bikken in namenlosem Entsetzen. Sie preßte die Augen zu, um nicht zu sehen, was danach geschah.

John kreiselte herum und sah das blitzende Richtbeil auf sich niedersausen. Gedankenschnell steppte er zur Seite. Das Beil surrte haarscharf an seinem linken Arm nach unten. Ehe der Henker dieses gefährliche Mordinstrument erneut hochschwingen konnte, drosch John mit seinen Fäusten nach der scharlachroten Kapuze. Seine kraftvollen Schläge brachten den Unhold ins Wanken. Dadurch ermutigt, griff John noch beherzter an. Seine ganze Kraft legte er in die Fäuste. Mit gewaltigen Hieben trieb er den Henker von der Folterbank weg.

Jetzt rammte er dem Unheimlichen die Faust in den Magen.

Der Henker klappte in der Mitte zusammen, stieß aber sogleich den dicken Beilstiel von unten schräg nach oben und traf Sinclairs Stirn. Grelle Sterne spritzten vor Johns Augen auf. Er war für den Bruchteil einer Sekunde vollkommen blind.

Diese kurze Zeitspanne versuchte der Henker geschickt zu nutzen.

Vehement wirbelte er erneut das Richtbeil hoch.

Kaum sah John wieder einigermaßen klar, da fiel sein Blick auf zwei Schwerter, die an der Wand hingen und zur Dekoration dienten. Ehe der Henker den tödlichen Streich führen konnte, riß der Geisterjäger die beiden Schwerter vom Haken. Er attackierte den Henker damit jedoch nicht, sondern legte die breiten Klingen so aufeinander, daß sie ein Kreuz bildeten. Der Erfolg war überraschend.

Aus der Kehle des Henkers drang ein markerschütternder Schrei. John trieb die Höllenmarionette bis an die Wand zurück. Der Henker wand sich unter unsagbaren Schmerzen, den ihm der bloße Anblick des Kreuzes verursachte. Er ließ das Richtbeil fallen und hob in zitternder Abwehr die Hände.

John bemächtigte sich blitzschnell des schweren Beils, und als der Henker die Hände sinken ließ, hieb er mit unbarmherziger Härte zu. Der kraftvoll geführte Schlag trennte den Kopf glatt vom Rumpf – und von diesem Moment an bestand der tödliche Henker wieder nur aus leblosem Wachs. Es schien der Figur möglich gewesen zu sein, sich aus eigenem Antrieb zu bewegen.

***

Jane Bikkens Schluchzen riß den Geisterjäger aus seinen Gedanken. Achtlos ließ er das Richtbeil fallen, mit dem er dem grauenvollen Spuk ein Ende bereitet hatte, und eilte zur roh gezimmerten Folterbank, auf der das Mädchen immer noch lag.

»Oh, John!« weinte das erschütterte Mädchen. Ihr ganzer Körper zuckte heftig. Ihr Gesicht war leichenblaß. Kein Wunder.

»Es ist vorbei«, sagte John, um Jane zu beruhigen.

»Ich… ich dachte, er würde mich in der Mitte auseinanderhauen. Ich lag vor ihm auf dem Boden. John, es war grauenvoll. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nicht so viel Angst. Er stand hochaufgerichtet da. Das Beil gehoben. Ich hatte keine Chance mehr. Wenn er zugeschlagen hätte, wäre ich verloren gewesen, aber das tat er nicht. Er stand nur da und weidete sich an meiner Todesangst.«

John zerrte an den Knoten. Endlich hatte er die Handfesseln offen. Jetzt schnell die Beinfesseln.

»Ich flehte ihn an, er möge mich verschonen!« stieß Jane Bikken stockend hervor. »Ich rechnete nicht damit, daß er darauf eingehen würde. Aber ich klammerte mich mit meinem letzten Fünkchen Hoffnung daran… Er sagte: ›Gut. Ich schlage dir einen Tausch vor: Dein Leben gegen das von John Sinclair.‹ John, Sie müssen mir glauben, daß ich diesen Vorschlag nicht akzeptieren wollte, aber dieser verdammte Kerl ließ mir keine Zeit. Ich mußte mich sofort entscheiden, und… und… da sagte ich zu.«

Auch die Beinfesseln waren ab.

»John, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich schäme.«

»Hören Sie auf, dummes Zeug zu reden«, sagte John ernst. »Sie hatten keine andere Wahl. Sie konnten sich nicht anders entscheiden. Sonst wären Sie jetzt nicht mehr am Leben.«

»Wenn er… wenn er Sie getötet hätte… das… das hätte ich nicht überlebt!«

»Kommen Sie endlich von dieser verdammten Folterbank herunter und ziehen Sie dieses widerliche Büßerhemd aus.«

Anschließend ging John mit dem Mädchen in dessen Büro. Er gab ihr ein Glas Scotch zu trinken. Sie schluckte den Drink ohne Widerrede. Allmählich kehrte wieder Farbe in ihre Wangen zurück.

»Eine Puppe!« sagte sie fassungslos. »Eine Wachsfigur. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wieviel Arbeit ich damit hatte. Plötzlich lebt sie. Das ist mir unbegreiflich. Wie ist so etwas möglich, John?«

»Der Geist des Bösen ist zu vielerlei unglaublichen Dingen fähig«, antwortete John Sinclair mit verkniffenem Mund. »Das Beleben von toter Materie ist nur eines der zahlreichen Register, die die Mächte der Finsternis zu ziehen imstande sind.«

John ballte grimmig die Faust. »Curro versucht beizeiten zu verhindern, daß ich ihm auf die Spur komme, aber das wird ihm nicht

gelingen. Bei Gott, es darf ihm nicht gelingen!«

Jane Bikken griff mit zitternder Hand nach dem Kellerschlüssel. »Kommen Sie, wir holen die Bücher.«

»Und Ihre Arbeit, Jane?«

Das Mädchen hob die Achseln. »Die ist jetzt nicht mehr wichtig.«

***

Allein in der Bar herumzusitzen war nicht nach Sukos Geschmack. Er rutschte vom Hocker und begab sich auf sein Zimmer. Gerade als er die Tür geschlossen hatte, klopfte es. Der Chinese wandte sich um und kehrte zur Tür zurück, um sie mit erwartungsvoller Miene aufzumachen.

»Sie wünschen?« fragte er den Fremden brummig.

Der Mann war kräftig gebaut. Das glattrasierte Gesicht zeigte ein energisches, eckiges Kinn. Die steile Stirn war von lackschwarzem Haar bedeckt. Große dunkle Augen musterten Suko, der diesen Blick nicht richtig einzuschätzen vermochte. Lag Feindseligkeit in diesen Augen? Wenn ja, dann wußte der Fremde sie vortrefflich zu verbergen.

Der Mann wies auf die Tür des Nebenzimmers. »Oberinspektor Sinclair ist nicht da, nicht wahr?«

»Haben Sie geklopft?«

»Ja.«

»Er hat nicht aufgemacht?«

»Nein.«

»Dann scheint er wirklich nicht da zu sein«, grinste Suko. Der Mann, der ihm gegenüberstand, hatte keinen Sinn für Humor. Das war ein durch und durch knochentrockener Bursche. Auch recht, dachte Suko, und er fragte nüchtern: »Was wollen Sie von Sinclair?«

»Ich soll ihm eine Botschaft überbringen.«

»Eine Botschaft? Von wem?« fragte Suko. Sein Interesse regte sich.

Der Fremde lächelte kurz. »Tut mit leid, ich fürchte, das darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber ja. Sicher dürfen Sie das. Schließlich bin ich Sinclairs Freund. Ist es ein Brief? Ein Telegramm? Nun geben Sie schon her, Mann!« knurrte der Chinese ungeduldig.

Aber der Fremde schüttelte starrsinnig den Kopf. »Ich habe Weisung, die Botschaft nur *persönlich* Oberinspektor Sinclair zu überreichen.«

Suko winkte ärgerlich ab. »Na schön, dann eben nicht.«

»Ich wollte Sie nur fragen, ob der Oberinspektor lange wegbleiben wird.«

»Nein, er kommt bald zurück«, antwortete Suko lustlos.

»Darf ich dann so lange hier bei Ihnen warten?«

Suko zuckte die Achseln. »Meinetwegen. Kommen Sie rein und

schließen Sie die Tür.«

Das tat der Mann sofort, und es blitzte triumphierend in seinen dunklen Augen. Er schien mit der Sache, wie sie sich entwickelt hatte, äußerst zufrieden zu sein. Aber das sah Suko nicht, denn er hatte dem Fremden den Rücken zugekehrt. Ein Fehler, den er sogleich bereuen sollte…

***

Seit acht Jahren übte Cal Staston nun schon den Beruf des Zimmerkellners aus. Er verfügte über ein anerkannt seriöses Auftreten und war bislang noch jeder Situation gewachsen gewesen. Selbst der verrücktesten. Gott, wenn er sich einmal hingesetzt und seine Memoiren geschrieben hätte, das Buch wäre wie warme Semmeln verkauft worden. Im vergangenen Jahr hatte sich ein Bankdirektor ausgerechnet in diesem Hotel das Leben nehmen wollen. Nicht mit Schlaftabletten, o nein, sondern mit einem spektakulären Fenstersprung wollte er seinem Leben ein jähes Ende setzen. Cal Staston hatte in dieser kritischen Situation einen kühlen Kopf bewahrt, war dem Direktor auf das Fenstersims nachgeklettert und hatte ihm so lange zugeredet, bis dem Mann die Lust am Selbstmord vergangen war und er sich widerstandslos ins Zimmer zurückholen ließ.

Und dann, im schillernden Reigen der Ereignisse: die siebzehnjährige Nymphomanin vom vergangenen Monat. Liebe Güte, was hatte die nicht alles angestellt, um Cal herumzukriegen. Er konnte stolz darauf sein, daß es ihr trotzdem nicht gelungen war, denn das Biest war verflixt hübsch gewesen – und so nackt, wie er sie gesehen hatte, wäre sie jedem anderen Mann ganz gewiß zum Verhängnis geworden. Nicht jedoch für Cal Staston. Er war über solche Dinge einfach erhaben.

Mit ernster Miene schob der Zimmerkellner seinen hochrädrigen Servierwagen den Korridor entlang.

Als er an Zimmer 17 vorbeikam, dachte er, Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard, es wäre schön gewesen, wenn andere Gäste ebenso ruhig und höflich wären. Männer wie Sinclair schätzte Cal Staston über die Maßen. John Sinclair, das war die Zuverlässigkeit in Person. So sah das jedenfalls Cal Staston, und er lag mit seiner Menschenkenntnis nur ganz selten daneben.

Er schob den Servierwagen weiter.

Zimmer 16.

Plötzlich stutzte Staston. Ein tierhaftes Knurren in Nummer 16. Ein Fauchen. Stastons Kopf ruckte hoch. Etwas rieselte ihm eiskalt über den Rücken. Für einen Moment glaubte er, Mr. Suko hätte den Fernseher eingeschaltet. Staston vernahm Kampflärm. So deutlich und unverfälscht, daß er überzeugt war, diese Geräusche würden nicht von einem Lautsprecher wiedergegeben.

Nein, in Nummer 16 wurde tatsächlich gekämpft.

Cal Staston ließ von seinem Servierwagen ab und trat an die Tür. Er lauschte kurz. Jetzt gab es überhaupt keinen Zweifel mehr.

Er klopfte. »Mr. Suko!«

Er bekam keine Antwort, und das bestärkte ihn noch mehr in dem Glauben, daß in Nummer 16 ein heftiger Kampf tobte. Glas klirrte. Holz krachte. Und dazwischen immer dieses fürchterliche Knurren, das den Zimmerkellner schaudern machte.

Erregt und entschlossen handelte er trotz des ekelhaften Gefühls, das er in der Magengegend verspürte.

Blitzschnell schoß seine Hand auf den Türknauf zu. Er drehte ihn, stieß die Tür auf – und was er dann zu sehen bekam, ließ ihn auf der Schwelle erstarren.

***

Die Verwandlung setzte schlagartig ein. Der Fremde, den Suko in sein Zimmer gelassen hatte, verwandelte sich hinter dem Rücken des Chinesen in einen gefährlichen Wolf. Im Bruchteil einer Sekunde bedeckte sich das Gesicht des Mannes mit einem struppigen Fell. Seine Ohren wurden lang und spitz. Die Wolfsschnauze wölbte sich aus dem sich dauernd verändernden Antlitz hervor. Lange Reißzähne blitzten in dem großen Maul der tödlichen Bestie. Blutrot hing die Zunge heraus.

Das gierige Hecheln ließ Suko jäh herumschnellen.

Nun erkannte er, daß es ein Fehler gewesen war, dem Fremden so viel Vertrauen entgegenzubringen. Das kräftige Tier setzte augenblicklich zum Sprung an. Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil flog der Werwolf auf den Chinesen zu. Suko riß einen Stuhl an sich. Eines der vier Beine rammte er der blutgierigen Bestie tief in den aufgerissenen Rachen.

Der Wolf attackierte Suko mit seinen krallenbewehrten Pfoten.

Scharf wie Rasierklingen waren die Klauen des Ungeheuers. Sukos Jackett ging in Fetzen. Ein Hieb riß ihm die Haut über der Brust auf.

Suko drosch mit dem Stuhl nach dem geifernden Tier. Der Werwolf knurrte wütend und schnappte nach dem Arm des großen Chinesen. Suko konnte den gefährdeten Arm gerade noch rechtzeitig zurückziehen. Das schimmernde Raubtiergebiß hackte ins Holz. Knirschend brach das Stuhlbein. Ein gewaltiger Ruck, Suko war seinen Stuhl los.

Knurrend setzte die Bestie zum nächsten Angriff an. Suko wich vor dem gefährlichen Ungeheuer in lauernde Stellung zurück. Das Untier attackierte ihn aufs neue. Suko federte nach links. Der Wolf flog an ihm vorbei. Er hackte mit seiner Handkante nach dem blutrünstigen Scheusal und traf dessen Nacken. Glas klirrte.

Der Werwolf knallte auf den Boden und überschlug sich mehrmals.
Suko stürzte sich auf ihn. Seine Finger krallten sich in das gesträubte Fell des Tieres. Er drückte dem hechelnden Ungeheuer mit aller Kraft die Kehle zu und wälzte sich mit ihm über den Boden. Die Zähne des Wolfes schnappten nach Suko – ohne Erfolg.
Blut sickerte aus den tiefen Kratzwunden, die die Bestie dem Chinesen zugefügt hatte. Unerbittlich drückte Suko mit beiden Händen zu. Aber das wilde Tier war nicht zu halten. Es bäumte sich jäh auf, warf sich herum, konnte sich aus Sukos Umklammerung befreien, kam schneller hoch als der Chinese – nun sah die Situation für Suko kritisch aus.
Speichel floß dem mordlüsternen Ungeheuer aus dem weit aufgerissenen Maul. In den Lichtern des Werwolfes brannte ein tödliches Feuer. Die Bestie setzte zum vernichtenden Sprung an, wollte ihre Reißzähne in den Hals des Chinesen schlagen und seine Kehle zerfetzen.
In dem Moment, wo das Untier zum Sprung ansetzte, wurde die Zimmertür aufgestoßen.
Cal Staston erschien.
Fassungslos riß er die Augen auf. Was er sah, überstieg bei weitem das, was sein kühler Verstand zu akzeptieren bereit war: Mr. Suko kämpfte gegen einen Wolf!
Der Zimmerkellner ahnte nicht, daß er dem Chinesen mit seinem plötzlichen Erscheinen das Leben gerettet hatte…

***

John Sinclair und Jane Bikken hatten mit großem Interesse die Spreu vom Weizen getrennt. Das Mädchen war zwar nach wie vor mit den Nerven ziemlich fertig, aber sie biß energisch die Zähne zusammen und hielt durch.
Sie war nicht gewillt, sich so leicht unterkriegen zu lassen. John brauchte Hilfe, und sie war bereit, ihm diese bis zur Selbstaufopferung zu gewähren. Das war das mindeste, was sie für ihn tun konnte. Schließlich hatte er ihr vorhin das Leben gerettet.
Sie half John aber auch aus eigennützigen Motiven: Wenn sie den Geisterjäger auf die richtige Spur brachte, würde er Curro und die Stätte des Bösen finden. Sie könnte dem Dämon auf Heller und Pfennig zurückzahlen, was er hier inszeniert hatte und was beinahe ins Auge gegangen wäre.
Der Kellerraum maß drei mal vier Meter.
Ringsherum hatte Jane Regale anbringen lassen, in deren Fächern die schweren Wälzer unter einer dicken Staubschicht ruhten. In der Mitte des Raumes, genau unter der Deckenleuchte, stand ein Lesepult. Es war auf beiden Seiten abgeschrägt, so daß John auf der einen und

Jane auf der anderen Seite ein Buch drauflegen und darin blättern konnten, ohne daß sie einander behinderten.

Jenes Buch, das John gerade unter die Lupe nahm, war kunstvoll mit der Hand geschrieben. Auf den vergilbten Seiten stand in uralten, kaum noch gebräuchlichen Worten etwa folgendes:

Im Norden der Stadt, etwa in Richtung Salisbury, gibt es einen Flecken Erde, den kein menschlicher Fuß jemals betreten sollte. Grauen und Schrecknisse werden von diesem Hort des Bösen berichtet. Tiere, die sich zu ihrem Unglück dorthin verirrt hatten, hatte man gräßlich wehklagen gehört, und ihre Kadaver waren zerfleischt und blutleer aufgefunden worden. Man sagt, es handelt sich hierbei um einen für alles Leben gefährlichen Dämonenbereich, der von Menschenhand nicht zerstört werden kann…

Es folgte eine Aufstellung von Personen, die sich in diesen Dämonenbereich trotz aller Warnungen hineingewagt hatten. Hier fand sich auch der Name von Leif dem Roten, den Curro, der Dämon besonders hart bestraft hatte. Was mit dem Wikinger geschehen war, ging aus der Schrift nicht hervor. Danach kam eine alte Landkarte, auf der ungefähr der Platz des Bösen eingezeichnet war.

John machte sich Notizen.

Jane Bikken schaute über das Pult.

»Was Brauchbares gefunden, John?«

»Ich denke, damit kann ich etwas anfangen. Was haben Sie?«

»Einen Abriß über Leif den Roten. Wollen Sie ihn lesen?«

»Ja.« John begab sich zu Jane und blickte ihr über die Schulter. Im großen und ganzen erfuhr er aber nichts wesentlich Neues. Er müßte Leif den Roten kennenlernen, von dessen Unerschrockenheit, seinen Seefahrerqualitäten und von seinem schrecklichen Ende Genaueres erfahren. Mit seinem Flammenschwert hatte Curro dem Wikinger ein schnelles Ende bereitet. Den Leichnam Leifs hatte keiner gefunden.

John bat Jane, sich seine Landkarte anzusehen. Das Mädchen warf einen kurzen Blick darauf und sagte: »So sieht die Gegend heute längst nicht mehr aus.«

»Das ist mir klar«, meinte John Sinclair gespannt. »Trotzdem hat diese Karte in einzelnen Punkten nach wie vor ihre Gültigkeit.«

Jane Bikkens Finger strich über einen Waldstreifen. »Den gibt es nicht mehr. Hier steht eine Arbeitersiedlung. Und hier hat man vor etwa zehn Jahren ein modernes Sägewerk errichtet.«

John wies auf einen dunklen Fleck. »Das ist Wald. Der wurde gewiß nicht abgeholzt.«

»Stimmt«, sagte Jane.

»Und hinter diesem Wald muß die Stätte des Bösen liegen. Hier ist sie mit einem roten Kreuz markiert. Ich bin sicher, daß die Zeichnung nicht auf den Meter genau stimmt – wahrscheinlich wurde das Kreuz nur ungenau auf den Plan gesetzt, an Hand verschiedener

Vermutungen –, aber es läßt sich damit gewiß etwas anfangen.«

In den anderen aussortierten Büchern fand John kaum noch Wissenswertes. Er schleppte die dicken Werke wieder zu den Regalen und legte sie dorthin zurück, wo er sie weggenommen hatte. Jane und John stiegen nebeneinander die Kellertreppe hoch. Jane seufzte schwer.

»Freut mich, daß ich Ihnen helfen konnte, John«, sagte sie leise.

»Werden Sie sich jetzt noch mal über Ihre Rechnungen setzen?« fragte John.

Das Mädchen schüttelte langsam den Kopf. »Ich werde den Finanzreferenten um Aufschub bitten. Er wird ihn mir gewähren müssen.« Oben angelangt, blieb Jane Bikken stehen. Besorgnis lag in ihrem Blick.

»John…«

»Ja?«

»John, Sie haben erlebt, wozu dieser Dämon imstande ist…«

»Er scheint schon nervös zu werden«, grinste der Geisterjäger. »Das deute ich als gutes Omen. Es ist denkbar, daß er meinen Namen kennt. Ich habe viele von seiner Sorte schon für immer zur Hölle geschickt. Vielleicht hat er Angst, daß ich ihm das gleiche Schicksal bereiten könnte. Deshalb attackiert er mich, seit ich nach ihm forsche.«

Janes trauriger Blick heftete sich an Johns graublaue Augen. »Sie haben gelesen, daß ein Mensch gegen die Stätte des Bösen nichts ausrichten kann!« sagte sie eindringlich.

John lächelte und tätschelte väterlich die Wange des Mädchens. »Kindchen, wissen Sie nicht, daß ich schon ›einige‹ Erfahrungen bei der Geisterjagd gesammelt habe?«

»Ich habe Angst, daß das nicht reicht.«

»Die brauchen Sie nicht zu haben.«

Jane legte John unvermittelt die Arme um den Hals und küßte ihn blitzschnell auf den Mund. Es war jedoch kein sinnlicher Kuß, sondern einer von der Sorte, wie er zwischen guten Freunden getauscht wird.

»Geh nicht dorthin, John!« bat Jane mit kummervoller Miene.

Doch der Geisterjäger blieb hart: »Ich muß, Jane. Ich kehre nicht auf halbem Wege um. Das kommt überhaupt nicht in Frage.«

***

Durch die Türgeräusche war der Werwolf irritiert. Suko nützte dieses wertvolle Zeitgeschenk unverzüglich. Er kämpfte sich keuchend hoch. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. In der Tür stand der Zimmerkellner. Bleich bis in die Lippen. Das Monster reagierte auf die Störung mit blinder Wut.

Cal Staston faßte sich benommen an die hämmernden Schläfen, als sich die Bestie ihm knurrend zuwandte.

»O nein!« stöhnte er überwältigt. »Das… das ist doch nicht möglich.«

Sein Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen. Seine Erregung war so groß, daß er das Gefühl hatte, das ganze Zimmer würde sich drehen.

Ehe Suko es verhindern konnte, sprang die blutrünstige Bestie den Zimmerkellner an.

Der entsetzte Mann schlug mit beiden Händen nach dem Ungeheuer. Er traf die feuchte Schnauze des Tieres.

Gleichzeitig prallte der schwere Wolfskörper gegen seine Brust. Cal Staston wurde brutal niedergerissen. Sein schwarzes Jackett klaffte zerfetzt auf. Aus tiefen Schrammen quoll Blut, das das weiße Hemd rot färbte.

Staston schrie wie am Spieß.

Er lag auf dem Rücken, strampelte mit den Beinen und schlug mit seinen Fäusten verzweifelt nach dem Wolfsschädel, der immer wieder auf ihn zusauste. In diesem Moment bekam das Ungeheuer Stastons rechten Arm zwischen die kräftigen Kiefer.

Der Zimmerkellner heulte schmerzvoll auf.

Sukos Blick irrlichterte durch den Raum. Er suchte nach einer Waffe, mit der er gegen dieses Untier etwas ausrichten konnte. Es gibt nur wenige Waffen, mit denen man einen Werwolf verletzen kann. Cal Staston kreischte in panischer Angst. Der Wolf war drauf und dran, ihn zu zerfleischen.

Da entdeckte Suko einen versilberten Brieföffner.

Silber wäre besser gewesen. Wirkungsvoller. Silber konnten diese Bestien nicht vertragen. Atemlos ergriff der Chinese den spitzen blitzenden Brieföffner. Wie einen Dolch riß er ihn hoch, und in der nächsten Sekunde stieß er damit schon zu. Blut! Ein Teilerfolg. Wäre der Öffner aus Messing oder Stahl gewesen, dann hätte der Wolf keinen Tropfen Blut verloren. Der versilberte Dolch jedoch hatte das Scheusal verletzt.

Jaulend ließ das Untier von Cal Staston ab. Es leckte knurrend über die blutende Wunde an der Flanke. Suko stach erneut zu. Der Wolf schnappte nach seinem Arm, verfehlte ihn jedoch, und es war wieder dieses harte Aufeinanderklappen der gefährlichen Zähne zu hören. Ein zweitesmal drang der versilberte Dolch tief in den Wolfsleib ein, und als Suko zum drittenmal zustoßen wollte, schnellte die Bestie heulend herum, schoß auf das Fenster zu… ein Satz, Glas klirrte und prasselte auf die Straße hinunter. Der Werwolf flog in weitem Bogen aus dem Fenster. Für jeden anderen Wolf hätte dieser Sprung den sicheren Tod bedeutet. Das Monster kam jedoch weich auf seinen vier Pfoten auf und jagte schon in der nächsten Sekunde wie von Furien gehetzt um die Ecke.

***

Suko eilte zu Cal Staston. Der Zimmerkellner war schlimm zugerichtet, sein rechter Arm sah schrecklich aus. »Was… was war das, Mr. Suko?« stammelte Staston erschüttert. »Mein Gott, was ist geschehen?«

»Ein Werwolf!« knurrte der Chinese. »Wir hatten es mit einem Werwolf zu tun. Sie haben mir das Leben gerettet. Er hätte mich umgebracht, wenn Sie nicht erschienen wären.«

»Ohne Ihre Hilfe würde ich jetzt auch nicht mehr leben«, stöhnte Staston mit schmerzverzerrtem Gesicht. »O verdammt, tut das weh!«

Suko half dem Mann behutsam auf die Beine. Er schleppte ihn zu einem Sessel und ließ ihn da langsam niedersinken. Der Kampflärm, das Knurren des Wolfes, die Schreie des Zimmerkellners waren nicht ungehört geblieben. Aufgeregte Hotelbewohner tauchten mit furchtgeweiteten Augen aus ihren Zimmern auf. Der Hoteldirektor kam händeringend gelaufen.

Jeder wollte wissen, was dieser Lärm zu bedeuten hatte.

»Ich werde das sofort klären!« versprach der grauhaarige Mann – sein Name war Arthur Clucher – mit beschwichtigender Stimme. »Ich bitte Sie, suchen Sie wieder Ihre Zimmer auf. Meine Herrschaften, Sie können sicher sein, daß ich sofort für Ordnung sorgen werde. Bitte, Ladies und Gentlemen. Bitte, bewahren Sie Ruhe. Wir bedauern den Vorfall alle sehr, und ich werde dafür sorgen, daß das nicht wieder vorkommt. Bitte, Mr. Barasse… Miß Moreno, bitte…«

Unsicher zogen sich die Gäste zurück.

Arthur Clucher erreichte Zimmer Nummer 16. Er trat hastig ein und schloß die Tür hinter sich. Schnaufend fragte er: »Mein Gott, was ist denn hier geschehen?«

»Ihr Zimmerkellner ist schwer verletzt. Er muß schnellstens ins Krankenhaus, sonst verblutet er.« antwortete Suko.

»Lieber Himmel, wie sieht es hier aus?« fragte Clucher verstört. Das Zimmer glich einem Schlachtfeld. Zerschlagene Möbel lagen herum. Blut auf dem Teppich, an der Wand. Die Fensterscheibe zertrümmert. »Mr. Suko, ich verlange von Ihnen auf der Stelle eine Erklärung!«

Der Chinese stellte das Telefon vor Clucher hin, wies auf den Apparat und sagte scharf: »Zuerst rufen Sie einen Krankenwagen!«

Cluchers Blick streifte Cal Stastons blutenden Arm. »Ja«, stöhnte er benommen. »Ja, natürlich.«

Er wählte mit zitternden Fingern. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Nachdem die Rettung bestellt war, nahm Suko dem Grauhaarigen das Telefon aus den Händen.

Clucher murmelte verzweifelt: »Jahrzehntelang habe ich dieses Hotel zur Zufriedenheit des Eigentümers geführt. Und dann passiert so etwas. Er wird mich auf die Straße setzen. Mr. Staston, sagen Sie mir, was hier vorgefallen ist! Hatten Sie Streit mit Mr. Suko?«

Cal Staston wollte antworten, aber da raste eine heftige Schmerzwelle durch seinen zerbissenen Arm. Er stöhnte laut auf und biß die Zähne fest aufeinander.

»Lassen Sie doch den Mann in Ruhe!« sagte Suko schroff. »Sehen Sie nicht, was er mitmacht? Wir hatten keinen Streit miteinander, Mr. Clucher. Wir wurden beide von einem Werwolf attackiert.«

Der Hoteldirektor fuhr sich mit dem Zeigefinger in den Hemdkragen. »Das… das ist nicht wahr, Mr. Suko. Liebe Güte sagen Sie, daß das nicht wahr ist!«

»Tut mir leid…«

»Wie… wie kam er denn hierher?«

»Er klopfte an die Tür.«

»Der Wolf?«

»Da war er noch ein Mensch, deshalb konnte er mich auch täuschen. Er sagte, er hätte eine Botschaft für Oberinspektor Sinclair. Ich ließ ihn eintreten, damit er hier auf Sinclairs Rückkehr warten konnte, doch kaum hatte ich ihm den Rücken zugekehrt, da verwandelte er sich in einen gefährlichen Wolf.«

Clucher mußte sich setzen. Er war wie erschlagen. Mit einer fahrigen Handbewegung wischte er sich über die Augen. »Es gibt diese Wesen also tatsächlich… Wer hätte das gedacht… Ich glaubte bisher, es würde sich um Fabeltiere handeln… Ein Werwolf in meinem Hotel… Wenn sich das herumspricht, können wir zusperren, Mr. Suko!« Der Direktor blickte den Chinesen bettelnd an. »Wir müssen es vertuschen, kein Wort an die Öffentlichkeit.«

»Ich habe nicht vor, die Sache an die große Glocke zu hängen«, antwortete Suko ernst.

Clucher fuchtelte mit der Hand durch die Luft. »Keine Polizei. Auf gar keinen Fall dürfen wir die Polizei einschalten. Ich bin sicher, Oberinspektor Sinclair wird das verstehen. Wir werden den Hotelgästen erklären, unser Zimmerkellner hätte einen bedauerlichen Unfall gehabt. Er… er kam mit dem Arm in den Speiseaufzug. Sind Sie mit dieser Version einverstanden, Mr. Suko?«

»Aber ja.«

»Ich danke Ihnen für Ihr Verständnis.«

»Keine Ursache«, erwiderte der Chinese.

Der Krankenwagen fuhr vor…

***

John betrat Sukos Zimmer. Der Chinese hatte inzwischen die Wunden versorgt, die ihm der Wolf mit seinen Krallen gerissen hatte. In ein paar Wochen würde man von den Schrammen nichts mehr sehen. Suko hatte im Zimmer Ordnung gemacht. Die Reinigungsfrau hatte die Blutspuren beseitigt, und Arthur Clucher, der Hoteldirektor,

hatte bereits dem Glasermeister Bescheid gesagt, eine neue Scheibe einzusetzen. Die zerfetzten Kleider hatte Suko in seine Reisetasche gestopft. Jetzt trug er einen anthrazitfarbenen Rollkragenpulli und schwarze Jeans.

Suko wollte sofort loslegen, doch John Sinclair winkte mit ernster Miene ab. »Ich weiß Bescheid. Spar dir deine Rede. Du hattest Besuch von einem Werwolf. Cal Staston wäre dabei beinahe ums Leben gekommen.«

»Wer hat dir das erzählt?« fragte der Chinese erstaunt.

»Arthur Clucher. Als ich das Hotel betrat, holte er mich sofort in sein Büro. Der Mann ist fix und fertig.«

»Das kann ich verstehen. Er hat heute am eigenen Leib erfahren, daß es Werwölfe tatsächlich gibt.«

John erzählte seinem Freund und Mitarbeiter von seinem Erlebnis in Jane Bikkens Wachsfigurenkabinett, wo ihm Curro eine verteufelte Falle gestellt hatte, und er berichtete anschließend von den wertvollen Aufzeichnungen, die er in Janes Keller gefunden hatte.

»Curro scheint uns beweisen zu wollen, wie vielseitig er sein kann«, sagte Suko mit granitharten Zügen im Gesicht. »Außerdem läßt er uns erkennen, daß er über unser Vorhaben bestens unterrichtet ist. Um seine Gefährlichkeit zu beweisen, hat er uns gleichzeitig an zwei Fronten angegriffen – dich im Wachsfigurenkabinett, mich im Hotel.«

»Beide Male hatte er nur einen mäßigen Erfolg zu verzeichnen«, bemerkte John Sinclair realistisch. »Und nun werden wir kontern. Sofort!«

»Hoffentlich mit Erfolg«, bemerkte Suko.

***

Dr. Slazenger, der darum bemüht war, den Meister der Mantik endlich aus der Umklammerung der tiefen Ohnmacht zu reißen, sank erschöpft in seinen Sessel. Er brannte sich eine Zigarette an und beobachtete, wie seine Finger zitterten. Slazenger war fünfundvierzig Jahre alt. Ein Arzt mit Leib und Seele, der sich für seine Patienten aufopferte. An manchen Tagen, so wie heute, tat er einfach zuviel des Guten. Er nahm sich kaum Zeit, etwas zu essen, lebte bloß von der Arbeit, von Zigaretten und starkem englischem Tee, den er mit Honig süßte. Er wußte, daß sich dieses aufreibende Leben eines Tages rächen würde, aber wer kann schon aus seiner Haut? Wenn Not am Mann war, packte er eben zu, ohne lange zu fragen, ob das seiner Gesundheit möglicherweise schaden könnte.

Soeben kam der hagere Arzt vom OP-Saal. Er hatte dem Chefarzt assistiert, weil einer seiner Kollegen sich krank gemeldet hatte. Narbenbruchoperation. An einem der dicksten Patienten, die Slazenger jemals auf dem Operationstisch gesehen hatte. Sie machten

den schweren Brocken auf und fanden ungefähr viereinhalb Pfund brandigen Darm in seinem Bruch eingeklemmt. Man mußte eine Darmresektion vornehmen, und der Chefarzt schimpfte und tobte, weil der Patient wegen seines überdimensionalen Bauches todsicher eine Wundinfektion bekommen würde…

Nach dieser Zigarette, die Dr. Slazenger mit Genuß rauchte, wollte er sich wieder um Hannibal Koch kümmern. Es war eine geringfügige Besserung in Kochs Zustand eingetreten. Er gab zwar immer noch wirres Zeug von sich, aber er öffnete schon hin und wieder kurz die Augen. Seine Tochter Susan erkannte er noch nicht, aber Dr. Slazenger war zuversichtlich, daß dies nur eine Frage der Zeit war.

Er drückte die Zigarette aus und verließ sein Büro.

Susan hob den Kopf, als er das Krankenzimmer betrat. Sie war einer Erschöpfung nahe, saß neben dem Bett ihres Vaters auf einem weißen Stuhl und befeuchtete liebevoll immer wieder seine Stirn mit einem nassen Schwamm. Dauernd redete sie auf ihn ein und hoffte, daß er ihre Worte irgendwann mal wieder hören würde.

»Sie sehen ziemlich erschöpft aus, Miß Koch«, sagte der Arzt. »Sie sollten sich nicht übernehmen, sonst steht Ihr Vater eines Tages auf, und Sie können sich in sein Bett legen.«

Hannibal Koch lag reglos da. Mit offenen Augen starrte er unentwegt zur Decke. Kein Wimpernzucken, kein Blick zur Seite. Nichts.

»Wie sollte ich mich ausruhen, solange er sich in diesem Zustand befindet«, seufzte das verzweifelte Mädchen.

»Sie dürfen den Mut nicht verlieren. Wir kriegen ihn bestimmt wieder hin, Miß Koch. Wir müssen nur Geduld haben. Ihr Vater hat die Augen geöffnet, Miß Koch, ein Beweis, daß wir uns auf dem richtigen Weg befinden. Die Elektroschocks haben ihm sichtlich gutgetan. Er wird morgen erneut welche bekommen, und es müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn er danach nicht wenigstens für kurze Zeit wieder zu sich käme.«

***

Sie hatten Southampton unverzüglich verlassen. Jetzt rollte der Bentley eine schmale, gewundene Straße entlang. Die Scheinwerfer bohrten sich aggressiv in die schwarze Dunkelheit der Nacht. Dichter Mischwald zu beiden Seiten der Straße. Finster und unheimlich. John hatte sich eine Spezialkarte von diesem Gebiet besorgt. Es gab zwei Möglichkeiten, die angekreuzte Stelle zu erreichen: entweder durch den Wald – das ging aber nur ohne Auto –, oder er nahm einen kleinen Umweg in Kauf und fuhr von Norden über einen Güterweg, der bis auf einige hundert Meter an den Hort des Grauens heranführte. John rechnete damit, daß er seine Kräfte noch in dieser Nacht anderweitig einsetzen mußte, deshalb wollte er sich nicht bei einem

langen nächtlichen Fußmarsch durch den Wald verausgaben. Aus diesem Grund hatte er sich für Variante B entschieden.

Aber da machte ihm Curro einen dicken Strich durch die Rechnung.

Der Dämon demonstrierte mal wieder seine Stärke. Schnurrend fuhr der Bentley dahin, doch plötzlich fing der Motor an, verrückt zu spielen. Er hustete, arbeitete nicht mehr rund, ruckte, nahm kein Gas mehr an, wurde langsamer, starb schließlich mit einem letzten ohrenbetäubenden Rattern ab.

Suko fluchte unfein.

»Mitten in der Nacht!« blaffte er ungehalten. »Mitten auf der Strecke!«

Kaum stand der Wagen, da riß der Chinese die Stablampe aus dem Handschuhfach und stieg schimpfend aus. Er klappte die Motorhaube hoch und beugte sich über die Maschine, kontrollierte die Zündkabel, rüttelte am Vergasertopf, tastete nach dem Gasseil.

»Verstehe ich nicht!« maulte er verdrossen. »Es scheint alles in Ordnung zu sein.«

John stieg aus und zündete sich eine Camel an. »Es ist alles in Ordnung«, behauptete er.

Suko leuchtete ihm ins Gesicht. »Dann erklär mir doch bitte mal, wieso die Mühle plötzlich streikt.«

»Ich bin sicher, daß Curro uns mal wieder ärgern möchte.«

»Was ihm auch auf Anhieb hervorragend gelungen ist«, brummte der Chinese verstimmt. »Was machen wir jetzt?«

John holte die Spezialkarte. Er winkte Suko zu sich, klappte die Motorhaube zu und breitete die Karte darauf aus. »Wir befinden uns etwa hier«, sagte er. Sein Finger zeigte auf einen Waldweg. »Wenn wir den Wald in östlicher Richtung durchqueren, stoßen wir direkt auf den Hort des Bösen.«

»In der Nacht durch den Wald?«

»Du hast doch nicht etwa Angst?« fragte John Sinclair mit einem süffisanten Grinsen.

»Das nicht, aber man sieht ja kaum die Hand vor den Augen. Wenn wir den Wald durchqueren, müssen wir eine Beule nach der anderen einstecken.«

John hob die Schultern und meinte lächelnd. »Das müssen wir in Kauf nehmen. Komm. Hilf mir, den Bentley von der Fahrbahn runterzuschieben.«

Suko legte sich mit seinem ganzen Ärger ins Zeug. Der Bentley rollte auf das Straßenbankett. John zog die Handbremse. Er kurbelte gerade die Seitenscheibe hoch, als Suko hinter dem Wagen plötzlich einen markerschütternden, gurgelnden Schrei ausstieß…

***

Dr. Slazenger überprüfte die Reflexe Hannibal Kochs, nickte Susan anschließend zuversichtlich zu und verließ das Krankenzimmer. Das Mädchen legte sein blasses Gesicht in die unruhigen Hände und seufzte geplagt. Sie versuchte, für ihren Vater zu beten, aber sie bekam die richtigen Worte nicht zusammen. In den letzten Stunden hatte sie so viel geweint, daß keine Tränen mehr in ihren Augen waren. Sie erinnerte sich an John Sinclairs Worte. Der Oberinspektor war der Meinung gewesen, daß kein Arzt etwas für ihren Vater tun konnte. Er mußte sich irren. Immerhin hatte Dr. Slazenger erreicht, daß sein Patient vorübergehend die Augen öffnete. Ein lächerlich geringer Erfolg, gewiß. Aber doch ein Erfolg. Und morgen, vielleicht würde Dad auf die nächsten E-Schocks noch positiver reagieren.

Susan ließ die Hände matt sinken.

Da übersprang ihr Herz mit einemmal einen Schlag. Ihr Vater hatte den Kopf gewandt. Er sah sie zum erstenmal wieder an. Und er schien bei vollem Bewußtsein zu sein. Sein Blick hatte nichts Starres mehr an sich. Koch schien seine Tochter erkannt zu haben. Gott, war die lange Ohnmacht endlich besiegt?

»Vater!« rief Susan glücklich aus. »Vater!« Sie griff nach seiner Hand, die kalt und feucht auf dem Laken ruhte. »Vater!«

Seine Augen füllten sich plötzlich mit Furcht. Sie nahmen einen verzweifelten, flehenden Ausdruck an. Es schien, als erlitte er schreckliche Seelenqualen. »Susan!« stieß er rauh hervor. Das Mädchen erkannte seine Stimme nicht wieder. »Susan, ich befinde mich im Banne eines Dämons!«

»O Gott, nein!« schrie Kochs Tochter entsetzt auf.

»Susan, du mußt mir helfen!«

»Wie Vater? Wie denn?«

»John Sinclair!« keuchte Hannibal Koch in Schweiß gebadet. Er zitterte wie Espenlaub. »Du mußt ihn von seinem Vorhaben abbringen. Hörst du? Du mußt ihn daran hindern, den Hort des Bösen zu suchen und zu betreten, sonst habe ich diesen Frevel zu büßen!«

Hannibal Kochs Körper bäumte sich wie unter den Stromschocks wild auf. Dann lag er wieder still, starrte teilnahmslos zur Decke, war nicht mehr ansprechbar. Susan fuhr sich erschüttert an die bebenden Lippen. Ihr Vater im Banne eines Dämons. Und wenn John Sinclair diesen Dämon attackierte, mußte Hannibal Koch das büßen. Das Mädchen weinte ohne Tränen. In ihrem ganzen Leben war sie noch nie so ratlos gewesen wie jetzt.

***

John gefror das Blut in den Adern. Sukos Schrei war ihm durch Mark und Bein gedrungen. Mit langen Sätzen hetzte er um den Bentley herum, und da sah er, was passierte: einer der Bäume war von

unseligem Leben erfüllt worden. Knisternd und knackend streckte er seine starken Äste nach dem Chinesen aus. Ächzend wanden sich Zweige wie Schlangen um seinen muskulösen Leib. Wie von Sinnen schlug Suko um sich.

Der starke Ast, der sich um Sukos Hals gelegt hatte, drückte dem Chinesen die Luft ab. Sukos Gesicht begann sich zu verfärben. Wie ein riesiger Polyp umfing das Baummonster John Sinclairs Freund mit immer mehr Astarmen. Der lebende Baum wollte Suko an seinen Stamm ziehen und ihm das Leben aus dem Leib pressen.

Dazu durfte es nicht kommen.

Sukos Bewegungsfreiheit wurde immer stärker eingeschränkt. Seine Hände wurden von den biegsamen Zweigen umschlungen und festgehalten. Auch um seine Beine schlangen sich raschelnde Zweige.

John eilte seinem Freund augenblicklich zu Hilfe. Er riß sein Springmesser aus der Tasche und schnitt einige dünne Zweige ab. Blut tropfte von den Schnittstellen. Von oben pfiffen Äste wie Peitschen auf Johns Rücken herab. Klatschend landeten sie auf seinen Schulterblättern. Ein wahnsinniger Schmerz durchraste ihn, aber er kämpfte verbissen weiter um das Leben seines Freundes.

John schnitzte blitzschnell drei Zeichen der Weißen Magie in jenen Ast, der um Sukos Hals lag und den Chinesen zu erdrosseln drohte. Noch in derselben Sekunde brach der Ast, der auf der Stelle ausgetrocknet war, knirschend ab. Suko bekam wieder Luft. Doch schon griff der nächste Fangarm nach seiner Kehle. John Sinclair versuchte, das Baummonster endlich in seine Gewalt zu bekommen.

Der Geisterjäger brüllte aus vollen Lungen einen Bannspruch. Daraufhin schnellten die Äste und Zweige zitternd zurück. John hieb mit seinem Messer wie verrückt um sich und kämpfte sich atemlos an den breiten, rissigen Stamm des Baumes heran.

Einen weiteren Bannspruch rief John und ritzte mit seiner Messerklinge dieselben Zeichen der Weißen Magie, mit denen er schon einmal erfolgreich gewesen war, in die unebene Rinde. Daraufhin wurde der Baumstamm mit einem Schlag so weich wie der Körper eines Menschen. Die Rinde nahm eine milchige Färbung an, wurde durchsichtig und John Sinclair sah dahinter ein blutrotes Herz zucken.

Sofort stieß er zu.

Die Klinge sauste unaufhaltsam in den Baum, so als wäre sie über einer Flamme erhitzt worden und führe nun durch einen Butterziegel. Als John Sinclair sein Messer aus dem Baum herausriß, huschte ein geisterhafter Seufzer durch das Geäst. Von einer Sekunde zur anderen trocknete der Stamm aus. Der ganze Baum verdorrte. Man konnte dabei zusehen, so schnell ging es. Es regnete welke Blätter, und die traurig herabhängenden Äste und Zweige ließen erkennen, daß sich

kein Leben mehr in diesem Baum befand.

Suko trat mehrere Schritte von dem Baum weg.

Er massierte sich wütend die Kehle. »Verdammt!« stieß er heiser hervor. »Wie viele Trümpfe hat dieser Curro denn noch in der Hand?«

Da hallte ein gellendes Gelächter durch den finsteren Wald. Spöttisch, triumphierend, dämonisch jagte es über die Baumwipfel davon. John konnte nicht leicht etwas erschüttern, aber diesmal bekam er die Gänsehaut.

***

Derek Addams schreckte hoch. Der kleine Antiquitätenhändler raufte sich verwirrt die Haare. Eben noch hatte er tief und fest geschlafen. Von einer riesigen Schafherde in der schottischen Hochebene hatte er geträumt. Er war der Schäfer gewesen. Stille, Frieden, Beschaulichkeit hatten ihn umgeben, und dann hatte plötzlich dieses barbarische Telefon zu schrillen angefangen. Ärgerlich schlug er die Decke zurück und rutschte aus dem Bett.

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!« meckerte er. »Rücksichtslos sind diese Leute. Möchte wissen, was sie sagen würden, wenn ich sie so aufscheuchen würde!«

Ingrimmig suchte er die Pantoffeln, aber er konnte sie nirgendwo finden. Also lief er barfuß aus dem Schlafzimmer, obwohl er wußte, wie leicht er sich einen Schnupfen holte. Das verdammte Telefon hörte nicht zu läuten auf.

Gereizt riß er den Hörer von der Gabel. »Addams!« bellte er in die Membrane.

»Entschuldigen Sie die späte Störung, Mr. Addams…« Ein Mädchen.

»Wissen Sie, wie spät es ist?«

»Es tut mir furchtbar leid, Mr. Addams.«

»Das kann jeder sagen. Was wollen Sie? Wer sind Sie überhaupt?«

»Es… es ist äußerst dringend, Mr. Addams. Mein Name ist Susan Koch. Ich bin die Tochter des Hellsehers Hannibal Koch.« Die Stimme klang verzweifelt.

Derek Addams wurde etwas freundlicher. »Kann ich Ihnen helfen, Miß?«

»Ich muß dringend mit Oberinspektor Sinclair sprechen. Er ist nicht zu Hause. Es ist wirklich ungeheuer wichtig für mich, ihn zu erreichen. Ich hab's da mehrmals versucht. Dann fiel mir Ihr Name ein. Der Oberinspektor hat ihn mir gegenüber erwähnt…«

»Wie geht es Ihrem Vater, Miß Koch?«

»Nicht gut. Deswegen muß ich unbedingt mit John Sinclair sprechen. Haben Sie keine Ahnung, wo er sich aufhält?«

»Sinclair ist nach Southampton gefahren.«

»Großer Gott. Wo wohnt er denn da? Bitte, Mr. Addams, Sie *müssen*

es mir sagen!«

»Er steigt meist im selben Hotel ab. Warten Sie einen Augenblick. Ich suche Ihnen die Nummer heraus.« Addams wühlte sich durch seine Telefonkladde und nannte dem aufgeregten Mädchen dann Name und Telefonnummer des Hotels.

»Vielen Dank, Mr. Addams, und entschuldigen Sie nochmals die Störung.«

»Geschenkt. Was ist denn eigentlich passiert, Miß Koch?«

»Es fehlt mir leider die Zeit, Ihnen das zu erklären, Mr. Addams. Ich muß schnellstens Sinclair erreichen, sonst gibt es eine Katastrophe!«

***

Eddie Scheider war Köhler. Ein häßlicher Mensch mit deformiertem Nasenbein, schäbigen Zähnen, stets unrasiert und schmutzig. Ein Eigenbrötler, der die Einsamkeit des Waldes liebte und vom Umgang mit Mitmenschen, von zwischenmenschlichen Beziehungen und all dem Kram nicht allzuviel hielt. Er war gern allein, und er trachtete, so wenig wie möglich in die Stadt zu gehen. Der Lärm, die schlechte Luft, die vielen Leute machten ihn immer ganz fertig.

In seiner bescheidenen Waldhütte brannte die Petroleumlampe. Eddie Scheider war gerade dabei, seine Werkzeuge auszubessern, als plötzlich ein gellendes Gelächter draußen durch den Wald hallte. Ein Gelächter, wie Eddie es noch nie gehört hatte. Ihm wurde angst und bange. Er bekreuzigte sich flink, denn so dämonisch konnte nur der Satan selbst lachen.

Schweiß trat Eddie auf die hohe Stirn.

Er erhob sich linkisch und begab sich zum Fenster. Wie Eiswasser floß es durch seine Adern, als er das geisterhafte Flüstern und Raunen vernahm, das zwischen den Bäumen hervorkam und gegen seine armselige Holzhütte brandete. Was war denn da draußen mit einemmal los? Beunruhigt griff der Köhler nach seiner scharfen Axt. Er nahm sie immer an sich, wenn er sich belauert oder bedroht fühlte. Das kam in diesem seltsamen Wald schon hin und wieder vor. Die Axt vermittelte ihm das Gefühl, sich erfolgreich zur Wehr setzen zu können, und das schwächte seine aufwallende Angst etwas ab.

Gespenstische Rufe schwirrten durch die Nacht.

Lockrufe!

Und Eddie Scheider mußte ihnen gehorchen. Obgleich er sich davor fürchtete, den Fuß aus der Hütte zu setzen, begab er sich doch wie in Trance auf die Tür zu. Ohne es zu merken, schob er den hölzernen Riegel zur Seite. Die schräg in den Angeln hängende Tür öffnete sich knarrend, wie von Geisterhand bewegt.

Eddie sah seinen Schatten, und obwohl er den heute nicht zum erstenmal sah, kam er ihm diesmal fremd vor.

Tatsächlich. Das war nicht sein Schatten.

Scheider hatte zwei Schritte aus dem Haus gemacht. Nun stand er reglos da. Aber die Schattenfigur bewegte sich, trug auch keine Axt. Der Schatten führte ein spukhaftes Eigenleben, das Eddie Scheider sich nicht erklären konnte. In diesem Augenblick erhob sich der Schatten des Köhlers. Er lag nicht mehr flach auf dem Boden, sondern richtete sich senkrecht auf, überragte den verdatterten Köhler um einen ganzen Meter und kam nun in drohender Haltung auf ihn zu.

Scheider riß die Axt hoch.

Das Flüstern und Raunen ringsumher wurde so laut, daß Eddie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. In seinem Kopf ging es drunter und drüber. Er war so sehr abgelenkt, daß er nicht einmal mehr seinen Namen hätte nennen können.

Da sprang der Schatten ihn an.

Mit einer Reflexbewegung schlug Eddie Scheider zu. Die Axt sauste durch die schwarze Erscheinung hindurch. Um ein Haar hätte Eddie seinen Fuß getroffen. Er hatte es nicht einmal bemerkt. Er sah nur noch, wie eine tintige Schwärze sich auf seine Augen senkte. Und dann wußte er nichts mehr von sich und der Welt.

***

John Sinclair knirschte mit den Zähnen. »Das war Curro! Er demonstriert uns seine Überlegenheit! Aber damit kann er mir nicht imponieren!«

Suko massierte immer noch seinen schmerzenden Hals, und verdrossen sagte er: »Mir auch nicht!«

Der Geisterjäger holte einen kleinen Lederbeutel aus dem Bentley. Ein Lederriemen war daran befestigt. John hielt dem Freund das Amulett mit den Worten hin: »Wer weiß, was für Gemeinheiten Curro in diesem Wald noch für uns vorbereitet hat. Wir wollen die Sache nicht leichtsinnig angehen. Der Dämonenbanner wird dich vor Curros Angriffen schützen.«

»Und womit gedenkst du ihn dir vom Leibe zu halten?« wollte Suko wissen, während er den Lederriemen über seinen Kopf streifte.

»Damit!« sagte John Sinclair und klopfte auf sein Jackett, das die Schulterhalfter verbarg, in der seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole steckte.

Suko nahm die Stablampe auf, die ihm entfallen war, als ihn das Baummonster angegriffen hatte. Die Freunde schickten sich an, den Wald zu durchqueren. Was für Hindernisse Curro ihnen auch immer in den Weg legen würde, sie würden alle Hürden nehmen und dem verdammten Dämon letztlich die hohe Rechnung präsentieren. Leif der Rote und Hannibal Koch brauchten dringend Hilfe, und sie konnten sie nur bekommen, wenn Curro ausgeschaltet war.

Sie betraten den Wald. Eine tückische Ruhe umgab sie, der sie nicht trauten. Sie waren ständig auf der Hut, ihre Nerven waren angespannt wie die Drahtseile einer Hängebrücke.

Plötzlich ein Knacken.

Sukos Kopf flog hoch. Da war jemand auf einen morschen Ast getreten. Wie ein Schuß hatte es sich angehört. Johns Freund war bereit zum Kampf. Mit schmalen Augen suchte er die nahe Umgebung ab, während er John zuraunte: »Hast du das auch gehört?«

»Ich bin nicht taub«, flüsterte John. In seiner Rechten lag bereits die Pistole. Er entsicherte sie mit dem Daumen.

Suko glaubte, zwischen zwei Bäumen einen Schatten gesehen zu haben. »Da zeigt jemand reges Interesse für uns.«

John nickte mit eisiger Miene. »Diesen Jemand sollten wir uns ansehen!«

***

Susan Koch drehte aufgeregt die Wählscheibe des Wandtelefons. Sie hatte Derek Addams noch einmal gebeten, ihr die nächtliche Störung zu verzeihen, und nun wählte sie die Nummer, die sie von dem Antiquitätenhändler bekommen hatte. Nervös strich sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie sah Ärzte und Krankenschwestern an der Telefonkabine vorbeigehen.

Das Freizeichen ertönte.

Endlich hob in Southampton jemand ab.

»Hallo!« rief das aufgeregte Mädchen in die Sprechmuschel. Es stand für sie sehr viel auf dem Spiel. Dr. Slazengers Therapien konnten ihrem Vater nicht helfen, soviel stand für sie nun unumstößlich fest. Ein Dämon hatte sich seines Geistes bemächtigt, und dieser Unhold würde seine Geisel vernichten, wenn sie nicht machte, was ihr Vater von ihr verlangt hatte: John Sinclair mußte zurückgepfiffen werden. Der Geisterjäger durfte sich nicht mehr länger mit diesem Fall beschäftigen.

Susan hatte zwar sehr wenig Hoffnung, Sinclair von seinem Vorhaben abzubringen, aber sie würde ganz gewiß nichts unversucht lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Um das Leben ihres geliebten Vaters willen.

»Hallo!« sagte das Mädchen, noch einmal mit belegter Stimme. »Ich rufe aus London an, mein Name ist Koch. Susan Koch.«

»Was kann ich für Sie tun, Miß Koch?« fragte der Mann am anderen Ende der Leitung.

»Es ist zwar schon etwas spät, aber ich muß unbedingt mit Oberinspektor Sinclair sprechen. Man hat mir gesagt, er wäre in Ihrem Hotel abgestiegen.«

»Ja, ganz recht. Oberinspektor Sinclair wohnt hier, aber…«

»Hören Sie, ich will kein Aber hören. Es geht um Leben und Tod. Verbinden Sie mich augenblicklich mit Mr. Sinclair!« brauste das Mädchen auf.

»Ich würde Ihnen den Gefallen ja gern tun, nur…«

»Wenn Sie jetzt nicht auf der Stelle…«

»Mein Gott, wollen Sie mich nicht erst mal ausreden lassen?« unterbrach der Mann in Southampton ungehalten. »Die Sache ist die: Ich kann Sie mit dem Oberinspektor nicht verbinden – aus einem ganz einfachen Grund nicht… Er ist nicht im Haus.«

Susan überlief es eiskalt. »Nicht im Haus? Was wollen Sie damit sagen?«

»Er ist weggefahren.«

»Weggefahren? Wohin?«

»Das hat er mir leider nicht gesagt.«

»Dann geben Sie mir Mr. Suko.«

»Der begleitet Mr. Sinclair. Kann ich dem Oberinspektor irgend etwas ausrichten?«

Susan lehnte sich erschöpft an die Wand der Telefonkabine. Ihre Knie waren mit einemmal entsetzlich weich. Beinahe wäre sie an der Wand nach unten gerutscht.

»Hallo!« rief der Mann am anderen Ende. »Sind Sie noch dran?«

»Ja«, gab Susan mit ersterbender Stimme zurück. »Ja, ich bin noch dran. Können Sie mir sagen, wann der Oberinspektor zurückkommen wird?«

»Tut mir leid…«

Für Susan zerstörten sich alle Hoffnungen. Was sollte sie machen? Was konnte sie jetzt noch für ihren Vater tun? Er hatte ihr einen Auftrag gegeben. Einen Auftrag, den sie nicht ausführen konnte. John Sinclair war nicht in seinem Hotel. Großer Gott, wo trieb er sich denn um diese Zeit herum?

»Bitte«, stieß Susan aufgewühlt hervor, »bitte würden Sie dem Oberinspektor sagen, daß ich angerufen habe?«

»Selbstverständlich, Miß Koch.«

»Ich gebe Ihnen die Nummer, unter der ich zu erreichen bin.«

»Ich notiere.«

Susan nannte die Rufnummer der Klinik, und sie trug dem Mann in Southampton auf, Sinclair zu sagen, daß die Angelegenheit äußerst dringend wäre und keinen Aufschub dulde. Dann legte sie, einem Weinkrampf nahe, auf.

***

Sukos Tatendrang zwang ihn, auf der Stelle zu handeln. Er drückte John die Stablampe in die Hand und bat: »Halt mal!«

»Sei vorsichtig!« warnte John den Freund.

Suko griente. »Denkst du, Curro läßt noch mal ein Baummonster auf mich los? Das wäre zu einfältig.« Der Chinese wandte sich um und tauchte geduckt in die Dunkelheit ein. Er kam schnell vorwärts und war so wendig, wie man es ihm bei seiner koloßhaften Erscheinung niemals zugetraut hätte. Von Baum zu Baum huschte er. Immer darauf bedacht, kein verräterisches Geräusch zu verursachen.

Als er die Stelle erreicht hatte, wo ihm die geisterhafte Gestalt aufgefallen war, verharrte er einen Moment. Er hielt die Luft an und lauschte. Er hörte das Pochen seines Herzens und das Rauschen seines Blutes. Und… schleifende Schritte, die sich von ihm entfernten.

Während er mit beiden Händen den dicken Baumstamm betastete, glitt er vorsichtig darum herum. Er konzentrierte sich voll auf die leisen schleifenden Geräusche. In geringer Entfernung blitzte kurz die Stablampe auf, die John hielt, und darauf – es war kein Irrtum möglich – bewegte der Unbekannte sich zu. Auf das Licht. Der Fremde näherte sich John Sinclair.

Als Suko das begriff, beeilte er sich, die rätselhafte Person, die hier nachts durch den finsteren Wald schlich, einzuholen. Immer im Schutz von Bäumen lief er hinter dem Unbekannten her. Seine Hände krampften sich zu harten Fäusten zusammen. Egal, wer da unterwegs war. Wenn der Kerl versuchen sollte, John ein Leid zuzufügen, konnte er sein blaues Wunder erleben.

Der Chinese kam bis auf fünf Meter an John heran.

Die Blätter eines Busches reflektierten den grellen Schein der Taschenlampe. Suko konnte Johns Umrisse deutlich erkennen. Und er sah plötzlich eine zweite Silhouette.

Suko standen die Haare zu Berge, als er erkannte, was in diesem Augenblick passieren sollte. Er schrie aus Leibeskräften:

»Jooohn! Jooohn!«

***

Der Geisterjäger hörte den Ruf des Freundes und zuckte in Gedankenschnelle herum. Da sah er einen häßlichen Kerl aus dem Unterholz hervorbrechen. Der Mann rannte mit erhobener Axt auf den Geisterjäger zu. Sinclair erkannte den starren, glasigen Blick des Fremden und wußte augenblicklich, daß der Angreifer nicht aus freien Stücken handelte. Er stand unter dem Einfluß böser Mächte, die ihm diktierten, was er zu tun hatte.

John unterlief die niedersausende Axt.

Er rammte dem Mann die Schulter gegen die Brust und schleuderte ihn gegen einen Baumstamm.

Der Gegner ließ einen knurrenden Laut hören. John verdarb dem Fremden alle Chancen, indem er mit seiner Pistole blitzschnell zuschlug. Den Fingern des Fremden entglitt der Axtstiel. Das

gefährliche Werkzeug fiel zu Boden.
Inzwischen preschte Suko wie ein angeschossener Büffel durch das Unterholz. Zweige klatschten ihm ins Gesicht. Dornen rissen seine Haut blutig. Er achtete nicht darauf. John war in Gefahr, brauchte Hilfe. Nur das hatte in seinem erhitzten Kopf Platz.
Was John mit dem Fremden indessen gemacht hatte, war dem Chinesen entgangen. Sobald er zur Stelle war, griff er beherzt und mit wirbelnden Fäusten an. Er packte den Unbekannten, riß ihn herum und donnerte ihm die Rechte ans Kinn. Den Mann warf es weit zurück und zu Boden. Da blieb er reglos liegen. Suko atmete schwer.
»Alles okay, John?« fragte er fürsorglich.
»Das wäre nicht nötig gewesen, Suko«, erwiderte John.
»Hör mal, der Bursche wollte dir mit seiner Axt den Schädel einschlagen!« ereiferte sich der Chinese.
»Ich habe ihm mit der Pistole ein Ding verpaßt. Er war schon schwer angeschlagen.«
»Das konnte ich nicht wissen.«
John leuchtete dem Unbekannten ins Gesicht.
Suko nahm die Axt auf und meinte mürrisch: »Schönheit ist er keine.«
»Er war in Trance«, sagte John Sinclair.
Sukos Augen weiteten sich. »Ach, du meinst, schon wieder Curro…?«
»Ich würde jede Wette annehmen«, gab John zurück. Er beugte sich über den Bewußtlosen und schlug ihm so lange auf die Wangen, bis er die Augen öffnete. Ein tiefes Ächzen entrang sich seiner Kehle. Der Fremde blinzelte in den Schein der Stablampe. Verwirrung breitete sich auf seinem Gesicht aus.
»Wo bin ich?« fragte er benommen. Er richtete sich auf.
»Wie heißen Sie?« erkundigte sich John.
»Scheider. Eddie Scheider. Hören Sie, was wollen Sie von mir?«
»Was suchen Sie hier?« fuhr John fort, ohne auf die Frage des anderen einzugehen.
»Ich bin Köhler. Ich wohne in diesem Wald. Wer sind Sie? Haben Sie mich überfallen?«
»Sie können sich nicht erinnern?«
»Nein.« Der Köhler schüttelte verständnislos den Kopf.
»Was haben Sie getan, bevor Sie das Bewußtsein verloren? Können Sie sich erinnern?« setzte Suko das Verhör fort. Daß er es mit zwei Männern zu tun hatte, war Scheider bis jetzt entgangen. Er wandte den Kopf verwundert in Sukos Richtung, ohne ihn jedoch sehen zu können, denn Johns Stablampe strahlte ihm noch in die Augen.
»Da hat einer ganz fürchterlich gelacht!« erinnerte sich Eddie. »Und dann war da vor meiner Hütte ein gespenstisches Raunen und Flüstern. Es lockte mich nach draußen. Ich nahm meine Axt mit…

Plötzlich fing mein Schatten an, sich selbständig zu machen. Er richtete sich auf und fiel über mich her. Mehr weiß ich nicht… Was passierte dann? Wissen Sie es?«

»Sie wollten mich umbringen«, sagte John hart.

Scheider zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. »Jesus, nein!«

»Glück für uns alle, daß Sie's nicht geschafft haben«, erklärte John. Er nahm das Licht weg, richtete es auf sein eigenes Gesicht und erklärte: »Mein Name ist Sinclair. John Sinclair. Und das…« Der Lichtstrahl wanderte zum Pfannkuchengesicht des Chinesen weiter. »… ist mein Freund Suko.«

John streckte dem Köhler die Hand entgegen und half ihm auf die Beine. Scheider stand noch etwas wackelig, kraftlos lehnte er sich gegen einen Baum. Einen Mord hätte er beinahe begangen. Ohne es zu ahnen, hätte er einen Menschen erschlagen. Diese Erkenntnis traf ihn so schmerzhaft wie ein gemeiner Tiefschlag. Er, ein Mann, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, wäre um ein Haar zum Mörder geworden.

Sein Blick richtete sich fragend auf John. »Können Sie mir sagen, was Sie mitten in der Nacht in diesem Wald suchen?«

»Ich bin Beamter von Scotland Yard«, erklärte John. »Ich bekleide den Rang eines Oberinspektors und arbeite in der Abteilung für übersinnliche Fälle. Merken Sie, wo's langgeht?«

Eddie Scheider schüttelte verwirrt den Kopf. »Eigentlich nicht, Sir.«

»Mr. Suko und ich sind auf dem Weg zum Hort des Bösen«, wurde John daraufhin deutlicher.

Nun wäre der Köhler beinahe in die Knie gegangen. Er riß die Augen bestürzt auf und ächzte: »Jetzt begreife ich die Zusammenhänge. Ich sollte verhindern, daß Sie diese Stätte erreichen.«

»So ist es. Spukt es öfter in diesem Wald?«

»Sie meinen dieses schaurige Gelächter. Das hörte ich in dieser Nacht zum erstenmal. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich es nie mehr wieder hören müßte. Es ging mir durch Mark und Bein. Galt es Ihnen?«

»Ja«, antwortete John. »Wären Sie bereit, uns den Weg zur Stätte des Grauens zu zeigen?«

Eddie Scheider leckte sich nervös die Lippen. »Mann, das kann doch nicht Ihr Ernst sein… Es gibt hinter diesem Wald einen Fleck Erde, den man nicht betreten soll. Ich rate Ihnen von Ihrem Vorhaben dringend ab. Gehen Sie da nicht hin. Ihr Entschluß würde Ihnen unweigerlich zum Verhängnis werden. Verlangen Sie nicht, daß ich Sie dem Tod entgegenführe…«

»Vergessen Sie nicht, Eddie, Sie wollten mich umbringen. Finden Sie nicht, daß Sie das wiedergutmachen sollten? Jetzt haben Sie

Gelegenheit dazu.«

»Ich war nicht bei Verstand!« rief Scheider heiser. »Und Sie sind es auch nicht, wenn Sie sich nicht davon abhalten lassen, die Stätte des Bösen aufzusuchen. Wissen Sie denn nicht, was Sie dort erwartet? Sie werden tausend Tode sterben, einer wird qualvoller sein als der andere…«

»Zeigen Sie uns den kürzesten Weg dorthin. Das sind Sie mir schuldig, Eddie«, fiel John dem Köhler trocken ins Wort.

»Es wird Ihr Ende sein.«

»Mein Bier, Eddie«, erwiderte John hart.

Der Köhler schüttelte verständnislos den Kopf. »Herrgott noch mal, wie kann man nur so versessen aufs Sterben sein?«

»Glauben Sie mir, ich habe triftige Gründe, dorthin zu gehen!« entgegnete John. Er schlug dem Mann auf die Schulter und sagte: »Los, Eddie. Führen Sie uns.«

***

Es war eine gute Idee gewesen, Eddie Scheider als Führer einzusetzen. Er kannte sich hier hervorragend aus und brachte John und Suko auf dem kürzesten Wege durch den finsteren Wald. John merkte, daß der Mann zunehmend nervöser wurde. Das bedeutete für den Geisterjäger, daß es nun nicht mehr weit bis zum Ziel sein konnte. Scheider blickte sich immer wieder ängstlich um. Seine Augen nahmen einen Glanz an, als hätte er Fieber. Der Wald lichtete sich ein wenig. Mondlicht stahl sich durch den Laubbaldachin.

»Kann Sie nichts davon abhalten, diesen gefährlichen Weg weiterzugehen, Oberinspektor?« fragte Scheider kleinlaut.

»Nichts«, sagte John entschlossen.

»Aus welchem Grund tun Sie das? Kennen Sie nicht das Sprichwort, das besagt, daß derjenige umkommt, der sich in Gefahr begibt?«

»Es ist mein Beruf, gegen Geister und Dämonen zu kämpfen. Bisher war ich sehr erfolgreich.«

»Trotzdem werden Sie diesmal eine Niederlage einstecken«, verkündete der Köhler mit finsterer Miene. »Ihre erste und zugleich letzte Niederlage, Oberinspektor… Danach kommt das Jenseits.«

»Seien Sie unbesorgt, Eddie. Mein Freund und ich werden auch diese Hürde meistern.«

»Aber warum? Warum wollen Sie das tun? Sehen Sie, es ist bekannt, daß es hier eine Stätte des Bösen gibt, und die Leute, die in dieser Gegend wohnen, meiden dieses Gebiet. Solange niemand seinen Fuß da hineinsetzt, geschieht nichts. Es ist also überhaupt nicht nötig, ein so großes Risiko auf sich zu nehmen. Man braucht sich nur an die Regeln zu halten, dann gibt es keinen Ärger.«

John winkte ab. »So einfach, wie Sie die Sache sehen, ist sie leider

nicht, Eddie. Kennen Sie Leif den Roten?«

»Sie spielen auf die Legende an?«

»Das ist keine Legende. Leif den Roten hat es wirklich gegeben, er wurde von Curro, dem Dämon, getötet, sein Geist aber muß bis in alle Ewigkeit weiterleben, wenn sich keiner findet, der ihn erlöst.«

»Das wollen Sie tun?« fragte Scheider bestürzt. »Sie wollen Ihr Leben für einen Wikinger aufs Spiel setzen, der im achten Jahrhundert gestorben ist?«

»Damals starb nur sein Körper. Sein Geist aber lebt. Gefangen in diesem uralten Körper. Finden Sie nicht, daß diesem Unglücklichen geholfen werden muß? Der Wikinger hat einen telepathischen Hilferuf ausgesandt, den ein Hellseher namens Hannibal Koch empfing. Die Mächte des Bösen wollten in Kochs Gehirn die Erinnerung an diesen Hilferuf zerstören, aber der Hellseher hat sich dagegen zur Wehr gesetzt. Seither liegt er in einer Londoner Klinik. Ohnmächtig. Unansprechbar. Er wird erst wieder zu sich kommen, wenn der Bann des Dämons, in dem er sich zur Zeit befindet, gebrochen ist. Wollen Sie noch mehr Gründe hören, weswegen ich gegen Curro antrete und ihm sein dämonisches Handwerk legen werde?«

»Sie werden es nicht schaffen. Das hat noch keiner fertiggebracht, Oberinspektor.« Eddie Scheider blieb stehen. »Wenn Sie erlauben, kehre ich jetzt wieder um. Sie können sich denken, daß ich nicht darauf erpicht bin, dabeizusein, wenn es… passiert. Sehen Sie dort vorn den Tümpel?«

John und Suko blickten in die angezeigte Richtung. Gespenstische Nebelschwaden tanzten über einer im Mondlicht hell glänzenden Fläche.

»Wenn Sie den Tümpel hinter sich haben, ist es nicht mehr weit bis…« Der Köhler schluckte aufgeregt. »Wir werden einander wohl nie mehr wiedersehen. Es hat auch keinen Sinn, zu sagen: Leben Sie wohl. Denn Ihr Leben wird in dem Augenblick enden, wo Sie Ihren Fuß auf den entweihten Boden setzen. Schade um Sie beide. Aber wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.«

John lächelte kalt. »Sie sehen die Sache zu schwarz, Eddie.«

»O nein, Oberinspektor. Ich sehe sie richtig. Ihr Optimismus treibt Sie in eine Sackgasse, es gibt kein Entrinnen. Sie werden sehen… Good bye, Mr. Suko. Adieu, Oberinspektor. Ich stehe tief in Ihrer Schuld, und ich wollte, ich hätte mehr für Sie tun können.«

Der Köhler wandte sich um und eilte zurück. Bald war er nicht mehr zu sehen. John stieß seinen Freund leicht an und sagte: »Weiter, Suko. Komm.«

Sie näherten sich dem kleinen Tümpel. Winzige Wellen kräuselten die Wasseroberfläche, über die die bizarren Nebelschwaden trieben. Manchmal nahmen die Nebelfetzen menschliche Formen an, die vom

kühlen Nachtwind jedoch gleich wieder zerpflückt wurden. Als die Freunde den Tümpel erreicht hatten, vernahmen sie ein eigenartiges Blubbern. John blieb am Rand des Tümpels stehen. Der Boden unter seinen Füßen war schwarz, weich und morastig.

Blub-blub-blub…

»Was ist das?« fragte Suko mißtrauisch.

John wies auf die Blasen, die sich auf der Wasseroberfläche des Tümpels bildeten. Sie quollen sehr schnell auf, und wenn sie zersprangen, machte es – blub. Immer mehr Blasen wurden es.

»Der Tümpel reagiert auf unsere Nähe«, stellte Suko fest.

Blub-blub-blub…

»Er scheint sich aufzuregen.« Suko war verblüfft.

Der Geistertümpel schien auf einmal zu kochen. Er brodelte. Die gesamte Oberfläche war in Bewegung. Eine der Blasen zerplatzte nicht, sondern hob vom Tümpel ab. Sie schillerte in den Regenbogenfarben, leuchtete von innen heraus, schwebte über dem Tümpel und flog dann plötzlich mit zunehmender Geschwindigkeit auf die beiden Männer zu.

John duckte sich blitzschnell.

Suko hechtete zur Seite. Die schillernde Kugel klatschte gegen einen Baum und zerplatzte mit einem dumpfen Knall. Die Rinde des Baumes knisterte und war so zerfressen, als hätte jemand Salzsäure darüber gegossen. Als Suko das sah, schluckte er trocken. Schon hatte sich die nächste Dämonenkugel gebildet. Sie raste auf John Sinclair zu. Der Geisterjäger warf sich im richtigen Augenblick flach auf den Boden, und das tödliche Geschoß krachte gegen einen anderen Baum. Suko nahm seinen Dämonenbanner vom Hals. Er schwang den ledernen Beutel über seinem Kopf und wartete mit vibrierenden Nerven auf die nächste Geisterkugel. Da entstieg sie dem Tümpel. Mit unglaublichem Tempo kam sie auf den Chinesen zu. Suko wirbelte zur Seite und traf die Blase mit dem Dämonenbanner. Sie stürzte ab, zerplatzte jedoch nicht, sondern fing an ihrer schillernden Oberfläche zu glühen an und rollte in den Tümpel zurück. Jeder Ast, jeder Halm, den die Kugel berührt hatte, war versengt. Zischend tauchte sie sodann ins Wasser. Blitze schossen über die Tümpeloberfläche. Krachend spalteten sie das gegenüberliegende Ufer. Geschrei, Geheul. Gurgelnd strömte alles Wasser in jenen aufgebrochenen schwarzen Schlund, bis kein Tropfen mehr vorhanden war. Eine übelriechende, schlammige Senke blieb, aus der den Freunden ätzende Dämpfe entgegenstiegen.

John richtete sich auf und säuberte notdürftig seine Kleider.

»Das hast du gut gemacht, Suko«, lobte er seinen Mitarbeiter.

Der Chinese grinste. »Man guckt sich eben dann und wann etwas vom großen Geisterjäger ab.«

***

Noch nie hatte Eddie Scheider solche Ängste ausgestanden wie in dieser Nacht. Er fühlte sich schuldbeladen. Er hatte etwas getan, das er nicht hätte tun dürfen. Die Dämonen konnten es ihm unter Umständen verdammt übelnehmen, daß er Sinclair und Suko den Weg zum Hort des Bösen gezeigt hatte. Damit hatte er zum erstenmal eindeutig Stellung gegen sie bezogen. Er hatte etwas gegen sie unternommen. So etwas konnte zu schlimmen Strafen führen. Bis zu dieser Nacht hatten sie ihn in Ruhe gelassen. Er war nicht in ihre Nähe gegangen, und sie hatten sich nicht um ihn gekümmert. Doch nun… Eddie verfluchte seine Hilfsbereitschaft. Das konnte diesmal ganz gewaltig ins Auge gehen.

Er blieb stehen und blickte sich nervös um. Ging er denn überhaupt noch allein durch den Wald? Waren sie nicht längst hinter ihm her? Etwas strich ihm eiskalt über den Nacken. Ein leises, kaum wahrnehmbares Fiepen erschreckte ihn.

Da kamen sie.

Er begann zu laufen. Stolpernd rannte er den Pfad entlang. Zweige geißelten ihn. Sie schlugen ihm schmerzhaft ins Gesicht. Er hob einen Arm, um sie abzuwehren. In der anderen Hand trug er die Axt, die ihm Sinclair zurückgegeben hatte. Kalter Angstschweiß brach dem Köhler aus allen Poren. Unter den Achseln und entlang der Wirbelsäule war er schon ganz naß.

Für Eddie bestand kein Zweifel, er wurde verfolgt.

Gehetzt blickte er sich um. Da! Da! Da! Irgend etwas tauchte kurz auf, verschwand gleich wieder. Es ging so schnell, daß Eddie nicht sehen konnte, um was es sich handelte.

Das Fiepen wurde lauter.

Panik peitschte den Köhler durch den finsteren Wald. Über seinem Kopf entstand plötzlich ein grauenvolles Knurren, das ihn bis ins Knochenmark erzittern ließ. Er sah nach oben. Da war nichts. Nur eine gehässige Stimme, die sagte: »Du hast dir etwas Übles zuschulden kommen lassen, Eddie Scheider!«

Der Köhler jagte weiter. »Ich… ich habe nichts getan!« schrie er verzweifelt. O Himmel, wenn er doch nur schon endlich bei seiner Hütte angelangt wäre…

»Du hast diesen beiden Männern den kürzesten Weg zu mir gezeigt!« grollte die Stimme ohrenbetäubend über Scheiders Kopf.

»Ich mußte es tun. Der eine ist Polizist, und… und ich hatte ihm doch mit der Axt den Schädel einschlagen wollen… Er hätte mich wegen versuchten Mordes festnehmen können. Ich mußte mich durch diese Gefälligkeit freikaufen…«

Eddie strauchelte und knallte gegen einen Baum. Die Axt fiel ihm aus der Hand. Ein wahnsinniger Schmerz raste durch seine Schulter. Er bückte sich nach der Axt, war völlig außer Atem und ganz

schwindelig.

»Du hast kein Recht, irgend jemandem den Weg zu mir zu zeigen, Köhler!« donnerte die Stimme noch einmal.

Scheider breitete verzweifelt die Arme aus und stöhnte: »Ich hatte doch keine andere Wahl!«

Satanisches Gelächter. »*Das* wollen wir beibehalten, Eddie Scheider. Du hast auch jetzt keine Wahl… du wirst sterben, Köhler! Und zwar jetzt gleich!«

»Nein!« schrie Eddie verstört.

Es knirschte und knisterte im Unterholz.

Und dann tauchten sie auf, die gedrungenen grünen Monster, jene Handlanger des Bösen, für die es nicht Aufregenderes gab, als das Leben eines Menschen zu vernichten.

»Neiiin!« schrie Eddie Scheider noch einmal, als er erkannte, daß er von diesen schrecklichen Bestien umringt war. Doch sein Schrei blieb ungehört. Niemand kam ihm in dieser kritischen Situation zu Hilfe…

***

Ein paar hundert Meter hinter dem Geistertümpel endete der Wald. John Sinclair orientierte sich kurz. Vor ihnen erstreckte sich die schier endlose Weite einer Heidelandschaft. Rechterhand lagen mehrere hohe Findlinge – mächtige Steine, die seit der letzten Eiszeit hier herumlagen, ohne daß sie in diese Gegend gepaßt hätten. Mit entschlossenem Schritt ging John auf die Findlinge zu. Er umrundete sie einmal. Suko ging schweigend mit ihm. Sieben Granitsteine waren es.

Von der Zeit und den Unbilden der Witterung, Regen, Sturm und Hagel, rund geschliffen. Mit Moos bewachsen. Tonnenschwer, nicht von der Stelle zu bewegen.

Sieben gewaltige Findlinge.

John machte eine interessante Entdeckung: »Suko, fällt dir an diesen Steinen etwas auf?«

Der Chinese schüttelte den Kopf.

»Sieh dir ihre Anordnung an«, half John seinem Freund, »und ziehe in Gedanken von einem Stein zum andern einen Strich. Was ergibt das dann?«

Sukos Augen weiteten sich. »Ein Zeichen der Schwarzen Magie.«

»Richtig«, nickte John. »Und was schließt du daraus?«

»Daß wir unser Ziel erreicht haben. Dies hier ist die Stätte des Bösen. Hier hat Leif der Rote sein Leben verloren.«

»Nicht nur er. Außer ihm starben bestimmt noch viele unschuldige Menschen, die durch Zufall in diese magische Falle gerieten.«

Suko wollte das Zeichen betreten. Johns Hand schnellte vor. Der Geisterjäger riß den Freund mit einem kräftigen Ruck zurück. Suko

blickte den Oberinspektor verwirrt an. »Was hast du? Warum läßt du mich nicht hineingehen?«

»Nicht so hitzig, Suko…«

»Ich dachte, wir wären deswegen hierhergekommen«, sagte der Chinese unruhig. Sein Tatendurst steckte seine Seele in Brand. Er konnte sich kaum noch zurückhalten.

»Wir dürfen nichts überstürzen, Suko. Oder bist du scharf darauf, das Zeitliche zu segnen?«

Suko schüttelte den Kopf. »Das natürlich nicht«, preßte er heiser hervor. »Wenn's nach mir ginge, hat es damit noch eine ganze Menge Zeit.«

***

Eddie Scheider hatte tatsächlich keine Wahl. Deshalb umklammerte er den Axtstiel mit beiden Händen und war entschlossen, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Die fiependen grünen Monster rückten langsam näher. Beim Anblick ihrer schrecklichen Fratzen wurde dem Köhler übel. Zitternd und schwitzend stand er in der Mitte der gefährlichen Höllenschergen. Die Bestien hoben ihre harten Klauenhände.

Da drehte Eddie durch.

Schreiend schwang er die Axt hoch und schmetterte sie dem erstbesten Scheusal auf den Schädel. Ein klirrendes, singendes Geräusch ertönte. Mehr nicht. Die gedrungene Gestalt stand nach wie vor fest auf den Beinen und stieß ein höhnisches Gelächter aus, in das die anderen sechs Monster lautstark einfielen.

Eddie hieb blind vor Angst in die scheußlichen Fratzen, die ihn umgaben. Es wäre ihm nicht gelungen, den tödlichen Kreis zu durchbrechen, wenn die Dämonen es nicht gewollt hätten, aber sie wollten mit ihrem Opfer noch spielen. Wie die Katze mit der Maus, ehe sie ihr endgültig das Leben nimmt.

Verloren war Eddie Scheider jetzt schon.

Sein Tod war nur aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Der Köhler warf die Axt weg. Sie war ihm hinderlich beim Laufen. Die fiependen Scheusale waren ihm dicht auf den Fersen. Es wäre für sie ein leichtes gewesen, ihn einzuholen, ihn erneut zu stellen, ihn grausam zu vernichten, doch danach stand ihnen noch nicht der Sinn.

Atemlos jagte Eddie durch den Wald, seiner Hütte entgegen. Sie tauchte schon zwischen den Bäumen auf. Er sah die Petroleumlampe. Das vertraute Leuchten ließ ihn neue Hoffnung fassen. Vielleicht hatte er doch noch eine Chance. Wenn er erst mal in seiner Hütte war, wenn die Tür verriegelt war, wenn er sich sofort auf die Knie warf und laut betete – möglicherweise konnte er dann sein Leben noch retten.

Sie ließen ihn in die Hütte stürmen.

Er wirbelte drinnen herum und knallte den Riegel nach links. Seine Lungen brannten, als wäre in ihnen ein Feuer ausgebrochen. Die Bestien trommelten mit ihren schrecklichen Klauen gegen die Tür.

Eddie faltete die Hände und sank auf die Knie. Gott, wie lange hatte er schon nicht mehr gebetet. Er fand keine Worte, wußte nicht, wie er beginnen sollte. Dabei war es jetzt so wichtig, daß ihm irgendein Gebet flott von den Lippen ging.

»Herr!« schrie er in seiner grenzenlosen Erregung. »Herr, beschütze mich! Herr, beschütze mich!« Und er schlug immer wieder das Kreuz.

Da herrschte mit einemmal Totenstille.

Eddie Scheider traute seinen Ohren nicht. Kein Fiepen mehr. Die Monster rannten nicht mehr gegen die Tür an. Frieden. Der Köhler konnte diese verblüffende Wendung nicht fassen. Er hatte doch gar kein richtiges Gebet zustande gebracht. Sollte das, was er in seiner höchsten Verzweiflung geschrien hatte, schon geholfen haben? Waren diese grünen Monster wirklich so leicht zu vertreiben? Eddie konnte nicht so recht daran glauben.

Nervös wischte er sich mit dem Ärmel den Schweiß vom glänzenden Gesicht. Dann erhob er sich langsam. Zögernd näherte er sich dem Fenster.

Sie waren nicht mehr da.

Scheider blickte zum Hüttendach und rief begeistert aus: »Dem Himmel sei Dank!« Und er beschloß, von heute an regelmäßig zu beten. Erschöpft ließ er sich auf einen Schemel nieder, nachdem er die Whiskyflasche aus dem Schrank geholt hatte. Mit den Zähnen zog er den Korken aus dem Flaschenhals. Dann trank er mit gierigen Zügen. Der Alkohol brannte sich seinen Weg in den Magen hinunter und ging sogleich in Eddies brodelndes Blut über. Die nächste Pulswelle schwächte bereits seine maßlose Erregung ab. Er war so glücklich darüber, noch am Leben zu sein, daß ihm Freudentränen in den Augen standen. Er hatte keine Ahnung, daß die Bestien immer noch da waren und ihm eigentlich nur eine kleine Verschnaufpause gönnten, um dann um so mitleidloser zuzuschlagen…

***

John Sinclair wies auf die mächtigen Findlinge. »Im Bannkreis dieses Zeichens der Schwarzen Magie wohnen gewaltige Kräfte«, erklärte er seinem Freund Suko. »Wir hätten vermutlich keine Chance gegen Curro, wenn wir die Stätte des Bösen jetzt betreten würden.«

»Aber wir müssen da hinein!« sagte Suko verständnislos.

»Das steht außer Frage. Aber wir rennen nicht wie aufgescheuchte Hühner einfach los.«

»Wie willst du's angehen?« fragte Suko gespannt.

»Ich werde versuchen, zunächst einmal die magische Kraft dieses

Zeichens zu schwächen.«

»Womit?«

»Damit«, sagte John und holte schwarze Kreide aus seiner Tasche. Er ging von Findling zu Findling, malte auf jeden ein Pentagramm, das er mit kabbalistischen Zeichen umgab, und sprach dazu eine kurze Beschwörungsformel. Der Erfolg war in jedem einzelnen Fall nicht zu übersehen und auch nicht zu überhören. Die bemalten Findlinge ließen ein schrilles Knirschen hören, und ein geisterhaftes Strahlen floß von ihnen ab und sickerte in den Boden.

Nachdem John den letzten Stein bemalt hatte, knisterte über dem Zeichen der Schwarzen Magie die Luft, als wäre sie mit Milliarden von Volt aufgeladen. Und plötzlich bildete sich ein durchscheinender Buckel über der Stätte des Bösen, ähnlich der Plastikhaut einer Traglufthalle. Grelle Lichtreflexe zuckten darüber hinweg. Der gewölbte Rücken bekam Risse und sank von einer Sekunde zur anderen in sich zusammen.

Damit war zumindest ein Teil der Höllenkräfte gebannt.

»Betreten wir das Zeichen jetzt?« fragte Suko ungeduldig.

John schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Die Nacht ist eine gefährliche Verbündete der Mächte des Bösen, Suko«, erklärte John. »Es ist mir gelungen, die dämonischen Kräfte zu schwächen, und sie werden weiter an Macht verlieren, sobald der erste Sonnenstrahl auf dieses Zeichen fällt. Dann ist unsere Stunde gekommen, Suko. Wir werden Curro entgegentreten und gute Chancen haben, ihn zu besiegen.«

***

Die Scheusale verzerrten ihre grauenerregenden Fratzen. Lautlos glitten sie an die Hütte des ahnungslosen Köhlers heran. Sie beobachteten ihn durch das Fenster. Er trank immer wieder von der Whiskyflasche, wähnte sich bereits in Sicherheit.

Die Bestien ließen ein kurzes Fiepen hören.

Der Köhler schnellte wie von der Tarantel gestochen vom Schemel hoch.

»Nein!« brüllte er aus Leibeskräften. »Nein! Nicht schon wieder! Nicht noch einmal! Das halte ich nicht aus! Das stehen meine Nerven nicht durch! Weg! Weg! Geht doch weg! Laßt mich in Ruhe!«

Die gedrungenen Ungeheuer setzten ihre Schnauzen an die Köhlerhütte und bliesen grelle Flammen in sie hinein. Flammen, die wie glühende Schlangen über den Boden krochen und sich in rasender Eile vermehrten. Ihre brennenden Leiber wälzten sich auf Eddie Scheider zu. Sie rissen ihre flackernden Mäuler auf, und sobald der Köhler nach ihnen trat, bissen sie zu. Der gesamte Hüttenboden war mit diesen Feuerschlangen bedeckt.

Eddie konnte keinen Schritt mehr machen, ohne nicht auf die entsetzlichen Biester zu treten.

Draußen lachten die Monster vor satanischem Vergnügen.

Scheider sprang auf den Tisch, doch die Flammentiere krochen ihm nach, ohne irgend etwas zu verbrennen. Sie wollten den Köhler haben, und sie würden ihn bekommen. Die erste Schlange wand sich schon um Scheiders Bein. Er schrie gellend auf. Sein Bein war sofort mit Brandblasen übersät. Er tanzte wie verrückt auf dem Tisch, schlug in wahnsinniger Todesangst um sich, der Tisch wackelte gefährlich und kippte dann krachend um.

Und Eddie Scheider landete genau zwischen den brennenden Reptilien.

Eddie brüllte, solange er lebte. Als sein schrilles Geschrei verstummt war, erloschen die Flammenschlangen. Zurück blieb ein verkohlter Leichnam, den keiner mehr identifizieren konnte.

***

Im Osten graute der Morgen. John und Suko hatten sich in den Wald zurückgezogen, um dort den Rest der Nacht zu verbringen. Sie hatten abwechselnd ein wenig geschlafen. Nun richtete sich der Geisterjäger auf und dehnte seine steifen Glieder. Er machte einige Kniebeugen und wippte mit den Armen, lief im Stand und brachte sein träges Blut damit wieder in Schwung.

Suko schielte mißtrauisch zu den Findlingen hinüber. »Sieht ganz und gar nicht so bedrohlich aus, wie?«

»Denkst du, Curro will unangenehm auffallen? Kein Mensch wäre vermutlich jemals in seine magische Falle gegangen, wenn sie als solche auf Anhieb erkennbar gewesen wäre.«

»Ob er weiß, daß wir da sind?« fragte Suko mit kleinen Augen.

»Natürlich weiß er das, von Anfang an ist er über jeden unserer Schritte informiert.«

»Warum hat er uns dann aber nicht attackiert, während wir hier übernachteten?«

»Diese Taktik scheint er aufgegeben zu haben. Ich nehme an, er wird uns entgegentreten, wenn wir unseren Fuß in den Hort des Bösen setzen.«

»Möge der Himmel geben, daß dein Ballermann dann keine Ladehemmung hat«, sagte Suko und rollte mit den Augen.

Die Sonne kletterte hinter dem Wald langsam am Himmel hoch. Bald würden ihre ersten Strahlen die sieben geheimnisvollen Findlinge treffen. Dann war es soweit. Der Tag würde als Verbündeter des Guten an Johns Seite treten und ihm bei Curros Vernichtung beistehen – so hoffte der Geisterjäger jedenfalls. Suko massierte mit verdrossener Miene seine Magengegend.

»Mann, hab' ich vielleicht Kohldampf.« Mit dem, was er normalerweise zum Frühstück verschlang, hätte man eine ausgehungerte Löwenfamilie sättigen können.

»Soll ich dir ein paar Beeren pflücken?« fragte John schmunzelnd.

»Womöglich giftige, wie? Nein, vielen Dank. Machen wir uns an die Arbeit, damit wir's hinter uns bringen und damit ich anschließend was Ordentliches zwischen die Zähne kriege.«

John gefiel der gesunde Optimismus seines Freundes. Es war nämlich durchaus noch nicht entschieden, wer den Kampf siegreich beenden würde. Aber mit einer Niederlage schien Suko absolut nicht zu rechnen.

John beobachtete die Sonnenstrahlen.

Sie erreichten den Hort des Grauens, tauchten ihn in ihr grelles Licht und ließen ihn als ein idyllisches Plätzchen in der weiten Heidelandschaft erscheinen. Doch der Schein trog. Niemand wußte das besser als John Sinclair. Er setzte sich mit gemischten Gefühlen in Marsch. Suko war an seiner Seite. Das Gesicht des Chinesen zeigte Entschlossenheit. John konnte sicher sein, daß Suko alles einsetzen würde, was er an Kräften zu bieten hatte. Und er würde auch ein gehöriges Quantum Mut in die Waagschale werfen.

Die Freunde erreichten die sieben Findlinge.

John blieb stehen. Er warf seinem Mitarbeiter einen ernsten Blick zu. »Du darfst jetzt nicht die Nerven verlieren!«

Suko feixte. »Nerven? Noch nie gehört. Was ist das?«

»Komm!« sagte John. »Bleib in meiner Nähe!«

»Worauf du dich verlassen kannst«, antwortete Suko.

John Sinclair machte den entscheidenden Schritt.

Nichts regte sich. Sie erreichten die Mitte des riesigen magischen Zeichens. John angelte die Pistole aus der Schulterhalfter und entsicherte sie. Er war voll konzentriert. Irgend etwas mußte jetzt gleich passieren. Mißtrauisch sah er sich um. Curro schien sich auf einen Großangriff vorzubereiten. Vielleicht ließ er die Erde plötzlich unter ihren Füßen aufklaffen, dann ging es mit ihnen bergab – geradewegs in die Hölle. Aber würde das Curro eine Genugtuung sein? Würde es ihm genügen, dem Satan den erklärten und erbittertsten Feind der Unterwelt in die Hände zu spielen? Würde Curro John Sinclair nicht lieber selbst zur Strecke bringen wollen?

Plötzlich bewegte sich die Luft im Schlagschatten der sieben Findlinge.

Aus dem Nichts heraus tauchten sieben gedrungene grüne Scheusale auf. Sie bleckten ihre gezackten Zähne, verzerrten ihre häßlichen Fratzen und stießen schrill fiepende Laute aus. Ihre Klauen waren gefährliche Waffen. John machte sich nichts vor. Ein einziger Schlag würde genügen, und er würde für immer zu Boden gehen. Dann

konnte er Leif dem Roten im Jenseits Gesellschaft leisten. Curro hatte bestimmt noch einen zweiten goldenen Flügelhelm, mit dem er auch Johns Geist für alle Zeiten am Leben halten konnte.

Suko nahm die Fäuste hoch.

»Wenn du mich fragst«, raunte der Chinese dem Geisterjäger zu, »ich würde jetzt endlich von der Schußwaffe Gebrauch machen, John!«

»Ich habe nur acht Silberkugeln in meiner Pistole. Jeder Schuß muß ein Treffer sein!«

»Es sind doch nur sieben. Du könntest dir sogar einen Fehlschuß leisten.«

»Und Curro?«

»Den habe ich vergessen.«

»Das sieht dir ähnlich.« John ließ die fiependen Bestien nicht aus den Augen. Die Spannung stieg, wurde bald unerträglich, aber John wartete immer noch. Und dann feuerte er. Einmal. Zweimal. Dreimal. Drei grüne Monster überschlugen sich in der Luft, als die Silberkugeln sie trafen. Bevor sie wieder Bodenkontakt bekamen, lösten sich die häßlichen Körper in grüne Schwaden auf, die der Wind, der über den Hort des Grauens strich, langsam zerfaserte und forttrug.

Wutgeheul! Die vier restlichen Dämonen griffen an, sie zogen haßverzerrte Fratzen. John blieb keine Zeit mehr, noch mal zu feuern. Blitzschnell kamen sie angesaust. Zwei von ihnen warfen sich auf Suko, der mit seinen Fäusten wild um sich schlug.

Die beiden anderen versuchten John Sinclair in ihre Gewalt zu bekommen. Ein verdammt harter Schlag lähmte für einen Moment Johns rechten Arm. Die Pistole fiel zu Boden. Triumphierende Schreie flogen aus den weit aufgerissenen Mäulern der Ungeheuer.

Suko trat nach seinen Gegnern. Sie hätten ihn mit ihren Klauenhänden erschlagen können, doch sie schienen von Curro die Weisung erhalten zu haben, John und ihn lebend zu fangen. Damit Curro ihnen dann persönlich mit bestialischer Grausamkeit das Leben nehmen konnte.

Suko unterlief den einen Unhold. Er hob das Monster an, drehte sich mit ihm mehrmals um die eigene Achse und schleuderte ihn dann auf den anderen. Ihre Körper krachten so hart aufeinander, als wären sie aus Granit. Sie griffen sofort wieder an. Und diesmal konnte ihnen der hünenhafte Chinese nicht entgehen. Eines der beiden Scheusale schmetterte ihm die Faust an die Schläfe. Das warf ihn glatt um. Er war benommen, krebste über den Boden, war unfähig, sich zu erheben. Da packten die untersetzten Monster brutal zu und rissen ihn auf die Beine.

Als John das sah, zog sich seine Kopfhaut schmerzhaft zusammen. Er beobachtete, wie sie Suko wegschleppten. Suko war groggy. Er torkelte zwischen den beiden Scheusalen.

John stieß die häßlichen Angreifer von sich. Sie sprangen ihn an. Er duckte sich, hob einen von ihnen mit einem blitzschnell angesetzten Hüftwurf geschickt aus und schleuderte ihn weit weg. Dem zweiten stellte er einfach ein Bein. Der Dämon krachte auf den Boden. John hatte einen Moment Luft. Er nutzte ihn augenblicklich. Mit einem Hechtsprung warf er sich in Richtung seiner Waffe. Die Monster wollten ihm die Kanone aus der Hand treten. Er zog den Stecher schneller durch, als sie ihm etwas anhaben konnten. Zwei grelle Feuerlanzen fegten in die Gesichter der gefährlichen Gegner.

Die geweihten Silberkugeln zerstörten das unselige Leben in ihnen und lösten die Körper von einer Sekunde zur anderen auf.

John rollte auf dem Boden herum. Er schwang die Pistole hoch.

Suko wurde auf einen der Findlinge zugeschleppt. Die enorme Anstrengung ließ John Sinclairs Arm zittern. Er mußte die Schußhand mit der zweiten stützen, trotzdem bestand das Risiko, den Freund zu treffen.

Aber er mußte den Schuß wagen. Die Scheusale zerrten Suko mit sich. John mußte ihn aus ihrer Gewalt befreien. Der Schweiß brannte in Johns Augen. Er sah nur Sukos Schatten, der die beiden grünen Bestien weit überragte. Die Sache war riskant. Aber noch gefährlicher wäre es gewesen, nicht zu schießen.

Der Geisterjäger zögerte keine Sekunde mehr. Er vertraute auf seine Treffsicherheit und drückte ab.

Erfolg!

Johns Herz machte einen Freudensprung. Er hatte das Scheusal, das Suko rechts flankiert hatte, getroffen. Es war bereits nicht mehr vorhanden.

Suko kam wieder zu Kräften. Er bäumte sich wild auf und schüttelte das zweite Ungeheuer wütend ab.

John schnellte hoch.

Er zielte auf die letzte Bestie. Doch Sukos massiger Körper schob sich in diesem Augenblick in die Schußlinie. »Suko!« brüllte John aus Leibeskräften. »Suko! Zur Seite!«

Der Chinese drehte ruckartig den Kopf. Er sah die Waffe, die auf ihn gerichtet war, und reagierte sofort. Mit einem Satz war er aus dem Schußfeld. Das grüne Monster fiepte aufgeregt, wirbelte blitzartig herum und rannte auf einen Findling zu.

Johns Nerven waren angespannt. Der nächste Schuß verlangte äußerste Konzentration. John zielte auf den Rücken des furchtbaren Scheusals. Als er durchzog, entlud sich die Pistole brüllend. John erhob sich aus der Hocke.

Die Silberkugel hatte das Monster in den unförmigen Rücken getroffen und gegen den Findling geschleudert.

Der gewaltige Stein war mit einem ohrenbetäubenden Donnern in

der Mitte auseinandergebrochen.
John eilte zu Suko. »Bist du okay?« fragte er fürsorglich.
»Es geht schon«, gab der Chinese zurück. Er stand wieder fest auf seinen stämmigen Beinen.
Das letzte der grünen Ungeheuer hatte ihnen – bevor es sich auflöste – den Weg zu Curro aufgetan. John und Suko traten auf den klaffenden Spalt im Findling zu. Eine steile, matt schimmernde Steintreppe führte unter die Erde. John wies darauf und sagte: »Das ist er – der Abgang zum Grabmal des Verdammten!«

***

Sie gelangten in eine Höhle, ohne daß Curro sich ihnen in irgendeiner Weise in den Weg gestellt hätte. Er ließ sie kommen. Obwohl sie seine sieben Handlanger vernichtet hatten, schien er seiner Sache immer noch recht sicher zu sein. Das war verständlich. Immerhin hatte es bis zu diesem Tag keiner geschafft, ihm irgendwie gefährlich zu werden. Curro rechnete damit, daß er auch mit John Sinclair leichtes Spiel haben würde. Mit Suko sowieso. Dem Chinesen würde er nur wenig Beachtung schenken.
Die Freunde blickten sich in der Höhle um.
Nasse Wände umgaben sie. Das Gestein glitzerte und funkelte.
Und in der Mitte des großen, unterirdischen Raumes stand jener Sarkophag, in dem Leif der Rote lag und auf seine Erlösung wartete.
John ging um das steinerne Gebilde herum. Er studierte die Kampfszenen, die aufzeigten, wie es zum Tod des Wikingers gekommen war. Leif der Rote sah grauenerregend aus. Sein Kopf, der Körper – sofern das Fleisch nicht zu Staub zerfallen war – war mumifiziert. Sein gesträubter roter Bart ruhte auf einer eingesunkenen Brust. Staub bedeckte die gesamte Gestalt. Kerbtiere krabbelten auf ihr herum. Leif war nicht imstande, sie abzuschütteln, er war so tot, wie ein Mensch nur tot sein kann, und doch lebte er noch – in seinem Geist.
John trat an den Sarkophag heran.
Er betrachtete den prachtvollen goldenen Flügelhelm, den der tote Wikinger bis zum Ende der Welt tragen sollte. Erst wenn jemand ihm diesen Helm abnahm, würde er erlöst sein und in die Ewigkeit eingehen können.
Suko blickte sich mißtrauisch um.
Er wartete voll innerer Spannung auf Curros Erscheinen. So mir nichts, dir nichts würde er es nicht zulassen, daß John den Wikinger erlöste.
Der Geisterjäger schob die Pistole in seine Schulterhalfter.
In dem Augenblick, als er die Hände nach dem goldenen Flügelhelm ausstreckte, brach die Hölle los. Heulend, fluchend und röhrend

durchstieß Curro mit seinem Körper die Felswand. Das klumpige, riesige Wesen raste wie ein Wirbelsturm heran. Suko wollte sich ihm entgegenstellen, wurde jedoch von ihm erfaßt und blitzschnell zur Seite geschleudert. »Weg da!« brüllte der wütende Dämon. Suko kugelte über den Boden und krachte gegen den Felsen. Diesmal rüttelte es ihn so kräftig durch, daß er hart gegen eine drohende Ohnmacht ankämpfen mußte.

Surrend kreiste das Flammenschwert in Curros Hand.

»Sinclair!« plärrte der Dämon, das Gesicht haßverzerrt. Die gelbliche Haut überzog sich mit grauen Streifen. Seine knallroten Augen quollen aus dem unförmigen Schädel heraus. Und die schwarze, gespaltene Schlangenzunge flatterte nervös aus dem scheußlichen Maul des Unholds. »Sinclair! Deine letzte Stunde hat geschlagen!«

Mit seinem wirbelnden Feuerschwert trieb der Dämon John vom Sarkophag des Wikingers weg.

»Du hast zuviel gewagt, Sinclair! Du hast mit zu hohem Einsatz gespielt – und verloren!« Der Dämon lachte schaurig. »Erstaunlich, wie du alle meine Hürden genommen hast. Mein Kompliment, Geisterjäger. Du hast dich wacker geschlagen. Trotzdem hast du einen großen Fehler gemacht: Du hast dich überschätzt. Keiner ist Curro gewachsen. Niemand auf dieser verdammten Welt kann mir etwas anhaben! Du hättest das wissen müssen, Sinclair! Du hättest nicht hierher kommen dürfen! Jetzt wirst du durch dasselbe Schwert sterben wie Leif der Rote. Und nach deinem Tod wirst du das Schicksal des Wikingers teilen!«

Mit wuchtigen Schwertschlägen drang die Bestie auf John ein.

Sinclair wich immer weiter zurück.

Als er mit dem Rücken gegen die nasse Felswand stieß, erstarrte er. Curro hatte ihn in die Enge getrieben. Der Dämon lachte diabolisch.

»Habe ich's nicht gesagt? Das ist das Ende!« schrie das Ungeheuer mit triumphierender Stimme. »Das Endeee!«

Er holte zum tödlichen Stoß aus.

John zog im selben Moment die Pistole aus der Schulterhalfter. Er warf sich in Gedankenschnelle zur Seite und verfeuerte seine letzte Silberkugel. Das Geschoß drang Curro in den rechten Arm.

Der Dämon stimmte ein ohrenbetäubendes Geheul an. Die Kraft der geweihten Kugel riß Curro herum. Sein Flammenschwert fiel zu Boden. John überlegte nicht lange. Wenn der Dämon zu schlagen war, dann nur mit seiner eigenen Waffe: mit seinem Feuerschwert. John sprang vorwärts und riß es an sich. Er biß die Zähne zusammen, denn der Griff des Schwerts war so heiß wie eine glühende Herdplatte. Ein wahnsinniger Schmerz durchraste Johns Arm, aber er ließ das Schwert nicht mehr los. Knirschend stieß er eine Beschwörungsformel der Weißen Magie hervor. Augenblicklich vergingen die rasenden

Schmerzen, und die Formel kehrte die Kraft des Bösen – die das Flammenschwert zur tödlichsten aller Waffen machte – zum Guten um. Curro bekam das sofort mit.

Entsetzt wich der Dämon vor John Sinclair zurück.

Seine roten Augen quollen noch mehr aus dem unförmigen Kopf. Nervös schoß immer wieder seine schwarze Schlangenzunge aus dem Maul.

John schwang mitleidslos das Feuerschwert des Dämons.

»Gnade!« plärrte Curro zitternd. »Gnade, Sinclair! Verschone mich!«

»Du hast genug Unheil angerichtet, Curro!« erwiderte der Geisterjäger eisig. »Es ist Zeit, daß du zur Hölle fährst!«

Mit aller Kraft schlug John Sinclair zu.

Das Flammenschwert durchschlug den klumpigen Leib des Dämons von oben nach unten. Curro fiel in der Mitte auseinander. Die beiden Körperhälften verwandelten sich augenblicklich in grelle Stichflammen, die so schnell, daß man es kaum sehen konnte, in den felsigen Boden hinabzischten. Die Erde bebte kurz, und aus den unauslotbaren Tiefen der Finsternis drang ein langgezogener Klagelaut.

Als er erstarb, konnte John Sinclair sicher sein, daß der Dämon Curro zu existieren aufgehört hatte.

***

Suko wankte zum Sarkophag, als wäre er betrunken. »Du hast es geschafft, John!« sagte er überwältigt. »Du hast es wieder einmal geschafft. Ehrlich gesagt, vorhin, als Curro dort durch die Felswand brach, dachte ich, jetzt wäre für uns alles vorbei.«

»Offen gestanden, für einen Moment dachte ich das auch«, gab John ehrlich zurück. Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht und legte das Flammenschwert beiseite. Das Feuer erlosch sogleich. Und da, wo das Schwert noch vor wenigen Augenblicken gelegen hatte, war nichts weiter zu sehen als grauer Rauch.

John streckte nun zum zweitenmal seine Hände nach dem goldenen Flügelhelm aus, den der Wikinger auf dem Kopf trug.

»Herr«, murmelte er, »gib ihm den ewigen Frieden.«

Dann hob er mit einem schnellen Ruck den Helm von Leifs Kopf ab.

Ein erlöster Seufzer geisterte durch die Höhle, und dann zerfiel Leif der Rote vor Johns und Sukos Augen zu Staub. Endlich war es ihm möglich geworden, in die Ewigkeit einzugehen.

Suko wollte eine Bemerkung über den wertvollen goldenen Flügelhelm machen, der John durch seinen Sieg über Curro zugefallen war. Doch als er einen Blick auf den Helm warf, breitete sich eine große Enttäuschung über seine Züge. Das trügerische Dämonengold hatte sich in wertloses Eisen verwandelt.

***

Tags darauf machte John seinem Chef über den abgeschlossenen Fall Meldung. Superintendent Powell hörte sich die Geschichte des Geisterjägers aufmerksam an und sprach John anschließend seine Anerkennung aus.

»Diesen Fall haben Sie souverän gelöst, John… Wenn Sie jetzt Ihre Urlaubswoche konsumieren wollen…«

John schmunzelte. »Die hebe ich mir lieber noch auf – für den Fall, daß mal eine Sache auf mich zukommt, die ich auf eigene Faust lösen möchte.«

John kehrte in sein Büro zurück. Zehn Minuten später meldete ihm seine Sekretärin Glenda Besuch an: Susan und Hannibal Koch. Erwartungsvoll blickte John zur Tür. Sie schwang auf, und der wiedergenesene Meister der Mantik trat freudestrahlend hinter seiner Tochter ein.

Mit einem dankbaren Lächeln schüttelte Hannibal Koch dem Geisterjäger die Hand. »Sie besuchten meine Show, weil Sie meine Bekanntschaft machen wollten, Oberinspektor. Ich möchte nicht versäumen, Ihnen zu sagen, daß ich mich außerordentlich geehrt fühle…«

ENDE